



50. Jahrgang.

Deutsches

9. Heft.

Familienbuch.

Stuttgart und Leipzig.

Abrahams Opfer.

Eine Erzählung aus dem Burenkriege

von

Gustaf Janson.

Fünftes Kapitel.

Unter Afrikas Himmel.

„Das war eine meisterhaft gelegte Falle,“ sagte Major Foley, als er Kommandant du Vallou seinen Degen überreicht hatte. Und wie um sich aller Ver-

antwortlichkeit für das Mißgeschick zu entziehen, setzte er hinzu: „Ich möchte doch wissen, ob nicht jeder andre hineingeraten wäre.“

„Es war keine Falle, sondern ein ganz gewöhnlicher Zufall.“

Die Antwort überraschte augenscheinlich den Major, denn er drehte verwirrt seinen langen roten Schnurrbart zwischen den Fingern und sagte:

„Aber nein, Herr Kommandant, Sie werden wohl zugeben . . .“

„Entschuldigen Sie die Unterbrechung, Herr Major, aber ich wußte nicht, daß sich Engländer in der Nähe

befanden, und ich war zu weit entfernt, um etwas von dem Gewehrfeuer zu hören, ich wurde jedoch davon unterrichtet, wo Sie lagen. Ich beeilte mich, wir haben gute Pferde, was Ihnen vielleicht nicht unbekannt ist . . . und das übrige verstehen Sie ebenso gut als ich.“

„Ich verstehe,“ murmelte der Major niedergeschlagen, „der Feldkornett war davon unterrichtet, daß Sie im Anzug waren.“

„Nein, er glaubte mich hundert Meilen von hier entfernt.“

„Aber dann verstehe ich gar nicht . . .“

„Es verhält sich, wie ich schon gesagt habe, Herr



Photographie-Vortrag von Franz Dauschlag in München.

Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden! Nach dem Gemälde von L. Max Ehrler.

Major, der Zufall und nichts andres führte mich gerade zur rechten Zeit hierher.“

Major Foley schüttelte seinen großen Kopf und blickte zweifelnd auf seine Offiziere, die hinter ihm standen. Sie lächelten verbindlich, aber ein deutliches Mißtrauen war in ihren Zügen zu lesen; sie fanden es übrigens ganz natürlich, daß ein Feind selbst nicht einmal seinen Gefangenen Auskunft über seinen Marsch geben wollte.

„Es ist wohl so, wie Sie sagen, Herr Kommandant,“ gab der Major zu, „aber“ — und er konnte nicht

anders als auf den Ausgangspunkt des Gesprächs zurückkommen — „wir erwarteten hier im Süden nur einige Streifcorps zu finden.“

„Meine Herren,“ war die höfliche Antwort du Vallous, „wir machen es uns zur Regel, nie das zu thun, was man von uns erwartet. Der Krieg wird — wenn man so sagen darf — reicher an Abwechslung, wenn er so geführt wird.“

„Om,“ knurrte der Major mit dem augenscheinlichen Gefühl, einer Fopperei ausgesetzt zu sein, „vom

Hauptquartier haben wir die sichere Nachricht erhalten, daß sich südlich von Bethlehem keine größere Truppe befände.“

„Wenn Sie sich umsehen wollen, meine Herren, so können Sie sich leicht vom Gegenteil überzeugen. Morgen werden Sie es noch deutlicher erkennen, dann ist de Vließ mit seinem ganzen Corps hier.“

„Bester Herr Kommandant, das ist undenkbar . . .“

„Morgen habe ich gesagt, wir haben Befehl, ihn hier zu erwarten.“

Die Offiziere waren schnell sehr ernst geworden. Es würde lächerlich gewesen sein, länger daran zu zweifeln, daß diese so bestimmte Behauptung nicht wahr wäre; sie hatten wieder einen jener Streiche erlebt, die der bewegliche Feind unaufhörlich ihren Generälen spielte. Das, was der Major vorhin geäußert, war doch buchstäblich wahr; niemand hatte hier ein größeres Corps zu treffen erwartet, de Vließ war ja laut den letzten Rapporten von zwei überlegenen Armeen einige hundert Meilen weiter gegen Norden gejagt worden. Und statt dessen befand er sich einen Tagmarsch entfernt; es war doch ein sonderbarer Krieg das, in dem niemand recht wußte, was Wahrheit war, und wo die gleiche Arbeit fortwährend wiederholt werden mußte, ohne daß man damit den beabsichtigten Zweck erreichte. Und noch merkwürdiger war der Feind, der, nachdem er geschlagen worden war, sich immer wieder mit neuen Kräften und noch heißerer Kampflust erhob. Wenn man über seine Unbezwingbarkeit nicht erbittert war, so blieb nichts andres übrig, als ihn zu bewundern.

„Ich habe einen kleinen Streifzug gegen Westen gemacht,“ fuhr du Wallou fort. „Die Herren Engländer sind ungeheuer dienstfertig, sie bauen Eisenbahnen und legen Telegraphen- und Telephonlinien an, aber wir können uns leider nicht dankbar erweisen; wollen wir eine Eisenbahn haben, so machen wir sie lieber selber. Ich habe mir auch das Vergnügen gemacht, die Verbindungen im Rücken eines Ihrer Corps zu unterbrechen. Nun hat es eine kleine Beschäftigung, und unterdessen wird de Vließ hier drunten ausgerichtet, was für ihn nötig ist.“

Die Gefangenen wechselten finstere Blicke, beherrschten aber ihren aufsteigenden Zorn. Und immer gleich ironisch-höflich fügte der Kommandant hinzu:

„Wenn Ihre Corps im Norden hierher gelangen, so befinden wir uns wahrscheinlich wieder dort droben. Das ist unsre Strategie. Doch, ich denke, die Herren sind wahrscheinlich gleich mir hungrig. Erlauben Sie mir, Sie zu einem Souper einzuladen, wie es die Umstände erlauben; ich versichere Ihnen, daß höchst wenig fehlen soll, wir haben unter anderm eine Proviantkolonne angetroffen und besitzen für den Augenblick herrliches Bier, ausgezeichnete Weine, guten Whisky und ein paar Wagen mit Konserven.“

Ungeachtet des Hohes in seinen Worten wurden sie mit einem so liebenswürdigen Lächeln gesprochen, daß die Offiziere nicht anders konnten, als die Einladung annehmen. Sie folgten dem Kommandanten, der ihnen als Führer vorausging; ihr Appetit ließ ihnen keine andre Wahl.

Du Wallou schickte einen Koffer weg, um van der Rath, den Missionar und ein paar andre Feldkornetts aufzusuchen, die ebenfalls zu der Mahlzeit eingeladen wurden. Auf dem Weg durch das Lager, das in kaum einer halben Stunde unterhalb der beiden Kopjes aufgeschlagen worden war, unterhielt er seine Gäste mit jenem liebenswürdigen Geplauder, das keinen Inhalt hat, aber immer angenehm zu hören ist.

Major Foley ging neben ihm und bot sein ganzes Unterhaltungstalent auf. Er vergaß beinahe, wo er sich befand, seine Niederlage und seine Eigenschaft als Gefangener vor dem Vergnügen, an einem Gespräch teilzunehmen zu können, das ihn unwillkürlich an das gemüthliche Beisammensein in der Regimentsmesse erinnerte.

Ihm folgten die Offiziere, denen sich Leutnant Kennedy angeschlossen hatte. Sie betrachteten mit einer gewissen, leicht erklärlichen Verwunderung ihre Umgebung. Die großen, schmutzigen, halb räuberähnlichen Burenkrieger mit ihren struppigen Bärten und ihrer wenig militärischen Haltung gingen bescheiden aus dem Weg vor der kleinen Gruppe und blieben dann stehen, um ihr mit einem langen Blick nachzusehen. Die Wagen waren in einer edigen Linie aufgestellt, darunter bemerkte man eine vollständige Traintkolonne, die den Engländern abgenommen worden war. Die Offiziere schienen sie nicht zu sehen, statt dessen betrachteten sie die Kanonen, deren Mündungen der Ebene zugekehrt waren. Die Artilleristen waren wenn möglich noch verwahrloster als ihre Kameraden, und die Laune der Gefangenen besserte sich bei diesem Anblick. Wenn die einzigen regulären Truppen des Feindes so aussahen, so konnte man daraus leicht auf den Wert der übrigen schließen. Eine Menge Kaffernkutschler rannnten lärmend zwischen den Wagen hin und her, fütterten die Pferde, pухten und segten und verrichteten die hundert verschiedenen kleinen Arbeiten, die während einer Rast erledigt werden müssen. Die Burenkrieger streckten sich neben den großen Feuern aus oder schlenderten gemächlich hin und her mit der brennenden Pfeife im Mund. Nun, nachdem das Dunkel eingebrochen war, erschienen sie den Betrachtern geradezu kläglich. Ihre zerrissenen Röcke schlotterten um sie, die groben Stiefel wurden hart zu Boden gestoßen, und die Schlapphüte hielten ihre Gesichter im Schatten, aus dem nur die Augen hervorsunkelten. Auf einer Stelle fingen einige heißere Stimmen einen

Psalm, und als er zu Ende war, trat ein staubbedeckter Feldkornett hervor, entblöhte andächtig sein Haupt und begann zu predigen.

Die Offiziere bissen sich bei diesem Anblick in die Lippen. Es empörte sie, von diesem indolenten Bauernhaufen besiegt worden zu sein, dessen Verbindungskraft so schwach war, daß die nächste Niederlage die halbe Schar nach allen Himmelsrichtungen zerstreuen mußte. Aber sie trösteten sich damit, daß die Uebermacht für sie diesmal zu groß gewesen war, abgesehen von dem Zufall, mit dem der Kommandant sie artig zu beruhigen gesucht hatte. Sie tauschten flüsternd Fragen miteinander aus, während sie durch das Dunkel tappten oder über einen schlafenden Buren kletterten, der, das Gewehr in der Hand haltend, mitten auf ihrem Weg schlummerte; wer war du Wallou, wer hatte eigentlich schon von ihm sprechen gehört? Seine sorgfältig gewickelten Stiefel, sein fast elegantes Kostüm, die freie Haltung und sein ungezwungener Gesprächston war ihnen aufgefallen. Sie rieten auf einen ausländischen Offizier, ohne etwas Genaueres zu wissen.

Glücklicherweise brauchten sie nicht lange zu warten, bis ein Teil ihrer Neugier befriedigt wurde. Sobald sie auf dem Platze mitten im Lager angelangt waren, wo der Koffer des Kommandanten ein Tischchen auf dem Boden ausgebreitet und Butter, Maiskuchen und ganze Haufen von englischen Konserven aufgestellt hatte, begann du Wallou selbst:

„Geh wir uns zu Tische setzen, dürfte es am Platze sein, daß ich mich Ihnen vorstelle, denn was mich betrifft, so weiß ich kaum etwas, das störender auf die Gelfust einwirkt als die Furcht... sich... nicht in guter Gesellschaft zu befinden. Also“ — er verbeugte sich äußerst zeremoniell — „du Wallou, Doktor der Philosophie — ich habe das Diplom in der Tasche — seien Sie willkommen, meine Herren! Um jedem Irrtum vorzubeugen, erwähne ich hiermit, daß meine Wiege fünfzig Meilen von diesem Ort entfernt gestanden hat. Meine Väter wanderten mit den ersten Hugenotten ein; mein Geschlecht ist eines der kleineren im Freistaat, aber seine Glieder haben sich immer auf gewisse Weise bemerkbar gemacht. Ich selbst habe an verschiedenen europäischen Universitäten studiert; als der Krieg ausbrach, warf ich die Bücher beiseite, fuhr nach Hause und bin nun wieder Soldat. Der Einfluß meiner Verwandten bewirkte, daß ich zum Feldkornett gewählt wurde, und als der Kommandant gefallen war — wer von uns nicht gefangen wird, fällt immer — wurde ich sein Nachfolger. Leider ist mein Kommando bedeutend zusammengeschmolzen; wo englische Kugeln und Privatinteressen so regieren wie hier, ist dies eine natürliche Folge. Nun kennen mich die Herren einigermaßen; was mich betrifft, so weiß ich, daß man in englischen Offizieren immer Gentlemen findet.“ Die Ansprache des Kommandanten schloß mit einer eleganten Verbeugung und einem munteren: „Das Souper wartet, zu Tische, meine Herren!“

Die Neugier der gefangenen Offiziere war damit noch lange nicht befriedigt, wenn auch die letztere Artigkeit nicht anders als ihnen schmeicheln konnte. Man setzte sich auf den Boden, weil Tische und Stühle fehlten. Nach du Wallous Anweisung wurde van der Rath zur Linken und Major Foley zu seiner Rechten gesetzt. Der Missionar saß neben einem englischen Feldarzt, der die ganze Zeit brummte und ärgerlich war; die Offiziere bildeten eine besondere Gruppe für sich allein, und eine Strecke von ihnen entfernt saßen stumm und ernst drei Feldkornetts.

Die Gelfust entsprach den reichlichen Vorräten, man griff ohne unnötiges Zögern mit Händen und Zähnen zu. Du Wallou spielte den Wirt bei dem improvisierten Gastmahl mit der Sicherheit eines Weltmannes, und seine Gäste fragten sich verwundert, welche Ueberraschungen dieser Krieg, der unaufhörlich neue Anführer schuf, schließlich noch mit sich bringen werde. Unterdessen plauderten sie munter und stocherten in ihren Konservenbüchsen.

„Major Foley!“ ertönte die Stimme des unermüdeten Kommandanten, „bitte, ein wenig Pödes! Falls sie nicht gut sind, dürfen Sie mich nicht tadeln, die Schuld trifft Ihre eignen Landsleute. — Pastor, haben Sie die Güte, und reichen Sie Ihrem Nachbar die Sensbüchse! — Kornett Westhuizen, der Leutnant da drüben sieht sich nach etwas Trinkbarem um; darf ich Sie ersuchen, ein paar Flaschen über den Tisch hinüber zu reichen?“

Die Gefangenen vergaßen beinahe, wo sie sich befanden. Dieses Souper mitten in der Wüste war wie ein Traum aus Tausend und einer Nacht, die harmlosen, zuweilen etwas anzüglichen Scherze des Kommandanten bildeten eine frohe Tafelmusik, die infolge des düsteren Schweigens seiner Leute nur um so angenehmer zu hören war. Kämpfe und Niederlagen schienen es nicht mehr zu geben, und je mehr der Hunger gestillt wurde, um so mehr begann eine schlaffe Zufriedenheit sich der Leute zu bemächtigen. Und die beinahe unglaublichen Gegenätze, welche die Tischgäste

bildeten, dienten nur dazu, die Eigentümlichkeit der Situation zu vergrößern. Du Wallou kam nicht in Betracht, er war Europäer bis in die Fingerspitzen hinein und hatte wenig gemein mit seinen Landsleuten, aber größere Kontraste, als Major Foley und Feldkornett van der Rath boten, waren schwer zu finden. Beide waren hochgewachsene Männer, aber damit hörten auch die Berührungspunkte auf. Beleuchtet von dem flackernden Feuer hinter ihnen erschienen sie als zwei ganz verschiedene Typen.

Der Major mit seinem großen Kopf, seinem frischen Teint, dem mächtigen Knebelbart und seiner starken, etwas gellenden Stimme war ein gemüthlicher Mann, der den Whisttisch und die Fuchsjagden wegen einer anstrengenden Arbeit hatte verlassen müssen, einer Arbeit, deren Ende er herbeisehnte und die ihn nicht im geringsten interessierte. Indessen genügte er seiner Pflicht in tadelloser Weise. Er nahm mit lauter Stimme und in guter Laune an dem Gespräch teil und bewies damit, daß ein englischer Offizier sich ebenjogut auf die Unterhaltung verstand wie ein Doktor der Philosophie von ein paar europäischen Universitäten.

Zwei Schritte von ihm entfernt saß stumm und verschlossen der Repräsentant der beiden kleinen Völker, welche die Fähigkeit bewiesen hatten, die Folgen der blutigen Niederlagen von sich zu schütteln und immer wieder von vorn anzufangen, wenn alles zu Ende schien. Van der Rath hatte seinen breitrandigen Hut abgelegt und saß dort, das lange lockige Haar über die Schultern herabhängend und mit einer schmutzigen Binde um die Stirn, um die Blutung einer Streifschußwunde zurückzuhalten. Seine kleinen Augen blickten bald freundlich, bald neugierig von dem einen zum andern, und während er dann und wann seinen langen Bart strich, gab er sich redliche Mühe, sich mit dem vertraut zu machen, was sich um ihn her zutrug, und am Scherz teilzunehmen. Aber das elegante Neuzere der Fremden vermehrte nur seine Verlegenheit, sobald er auf seine plumpen Stiefel niedersah, von denen der eine zerrissen war und durch ein Loch in dem groben Strumpf die Zehen ungehindert in die Welt hinausblinden ließ. Seine Kleider sahen schlecht und waren geflickt, sein Haar war ungekämmt, und er wußte gut genug, daß er seit zwei Tagen nicht hatte an Waschwasser denken können. Er saß da und fühlte sich unbehaglich gleich einem scheuen Bauernbuben, der aus Versehen in eine bessere Gesellschaft geraten ist. Seine Unsauberkeit belästigte ihn, weil sie so auffallend war neben diesen trotz der Strapazen des Feldlebens gut gekleideten Herren, und er bewunderte sie, wie ein gutes Kind es gegenüber besser gestellten Mitmenschen thut, denen es nie gleichen kann.

Nicht Reid war es, was die neuen Gedanken gebaren, nur eine stille Wehmuth über die große Verschiedenheit zwischen zwei Völkern, die sich nie anders als in Feindschaft begegnen konnten. Aber sein Herz war unwiderruflich mit den wackeren Bauern verbunden, er liebte sie zu sehr, um nicht in allem wie sie zu fühlen.

Jawohl, er war ein Bauer, den ein Zufall unter diese Herren geführt hatte; daß er der Sieger war, daran dachte er gar nicht. Und wie er den lauten, munteren Major bewunderte, der sich neben dem Kommandanten als feinesgleichen fühlte! Nun ja, er repräsentierte eine große Nation, groß genug, um nicht mit den Hindernissen rechnen zu müssen; er gehörte den schließlichen Siegern an und konnte warten. Van der Rath fühlte einen kalten Schauer über seinen Rücken rieseln, sein kleines, armes, vergeßenes Volk war zum Untergang verurteilt, einer nach dem andern würde fallen und liegen bleiben, Opfer, die ein Stärkerer hinter sich ließ auf dem Wege nach einem unbekannten Ziel. Aber dann erhob er wieder fed den Kopf und dachte: Es giebt einen allmächtigen Gott dort droben, er entscheidet und lenkt alles zum Besten.

Er bog sich vorwärts, um einen Maiskuchen auf dem Tuche zu ergreifen, und begegnete auf halbem Wege einem jungen Leutnant, der seine Absicht erkannte und ihm mit einem liebenswürdigen Lächeln das Brot zuzob. Van der Rath erröthete wie ein junges, schüchternes Schulmädchen, dankte fast demüthig für die Aufmerksamkeit und zog seine große, derbe Arbeiterhand zurück. Ah, wie häßlich diese Faust war im Vergleich mit der aristokratisch weißen Frauenhand des andern. Van der Rath schämte sich zum erstenmal in seinem Leben über seine breiten, platten Nägel mit ihren schwarzen Rändern und den krummen Fingern. Wunderlich war das alles, wunderbar und niederschlagend, zu wissen, wie die Vorsehung dem Feind alles gegeben zu haben schien, während der kleine Haufe, der den Kampf auf Leben und Tod aufgenommen hatte, nichts andres in der ganzen Welt besaß als seinen felsenfesten Glauben an einen gerechten Gott im Himmel. Aber — und er lächelte fröhlich, indem er nach oben blickte — zuerst wollte er seinen Sohn, den kleinen Jsaak, sehen, seine kindliche Stimme hören und sein Haar streicheln, nachher — er juckte

die Schultern, aber das Lächeln ruhte noch um seinen Mund —, nachher mochte wohl das Ende kommen.

Du Wallous Scherze fluteten ohne Unterlaß. Die Situation machte ihm augenscheinlich Vergnügen, es war ein Genuß für ihn, gegenüber Gästen den Wirt zu spielen, die ganz in seiner Gewalt standen, und er lachte laut über die Geschichten des Majors von halbtollen Wetten und unmöglichen Whistpartien. Aber daß auch der Ernst unter der lachenden Oberfläche verborgen lag, das zeigte sich, als er sich ganz ruhig an einen der Feldkornetts wendete:

„Einen Augenblick, meine Herren!“ sagte er entschuldigend. „Hören Sie, Westhuizen, darf ich Sie bitten, hinüber zu den Gefangenen zu gehen und ihnen zu sagen, daß sie sich vor allen Dummheiten hüten sollen. Der Mond geht sogleich auf, und das Lager wird mit einer doppelten Kette von Wachtposten umgeben; es würde mir leid thun, falls jemand erschossen werden sollte.“

Das Gespräch verstummte jäh, die Offiziere ermanneten sich und tauschten wieder vielsagende Blicke aus, sie hatten verstanden, daß die Warnung ihnen ebenjogut galt wie den Soldaten. Aber du Wallous schien nichts zu bemerken, er hatte sich schon wieder in die Erzählung einer Anekdote von einem Studentenanzug in Genf vertieft. Feldkornett Westhuizen hatte gehorcht eine Büchse von sich gestellt, in der er mit seinem Scheidemesser gestochert hatte, und stand auf, den Befehl auszuführen. Die Mahlzeit ging ihrem Ende entgegen, und eine gewisse Schläfrigkeit bemächtigte sich der Teilnehmer. Der Missionar sah, den Kopf in die Hände gestützt, und schien über ein schwer zu lösendes Problem nachzugrübeln, neben ihm lag der englische Arzt ausgestreckt am Boden und gähnte, er dachte an die Verwundeten und wach strengen Arbeit ihm bevorstand, sobald der Tag angebrochen war. Die Offiziere zogen Zigarren hervor und boten einander Feuer. Nur der Kommandant behielt seine Haltung bei, und die Feldkornetts saßen steif und düster inmitten der für sie ungewöhnlichen Fröhlichkeit.

Am Horizont erhob sich langsam der Mond und goß von dem tiefblauen Himmel seinen Schein auf die weite Ebene, deren stumme Oede außerhalb des Lagers nur von einigen langen Schatten gestört wurde, welche die wachsamten Patrouillen hinter sich herzogen. Dicht dahinter erhoben sich schwarz und düster die beiden Kopjes, zwei Regel, von übereinandergeschichteten Steinhäufen umgeben. Da und dort klammerten sich einige Grasbüschel in den Klüften fest, und auf dem westlichen Gipfel erhob eine kleine Gruppe von Raktuspflanzen ihre stacheligen Zweige und fleischigen Blätter, welche das Licht der Mondstrahlen wie betauten Spiegelglas auffingen. Aus der Wagenreihe hörte man noch das monotone Geplauder der Kaffern, und von seither einzelne Stimmen durch das tiefe Schweigen des Lagers. Die Feuer glommen schwach und beleuchteten die um sie herumliegenden kraftvollen Körper der Männer; Büchsenläufe blühten überall, dann und wann wieherte ein Pferd im Schlaf. Es war eine von jenen prachtvollen Nächten, wie sie nur dem südlichen Afrika eigen sind; und damit nichts zu deren eigenartigem Grundton fehlen sollte, zog eine schmeichelnde, milde Brise über die Karroo und führte ihre frischen Düfte nach dem Lager.

Entzückt von der märchenhaft schönen Stimmung blickten die schlafenden Männer in die Nacht hinaus. Momentan hatten sie kein Verlangen danach, ihre Gedanken auszutauschen, sie starren nur mit weitgeöffneten, entzückten Augen das herrliche Bild an.

Da sagte der Kommandant mit einer Stimme, deren inniger, liebevoller Klang ein Zucken in den Nerven aller erzeugte, die ihn anhörten:

„Mein Vaterland!“ Er schien noch etwas hinzusehen zu wollen, begnügte sich aber, das letztere Wort ein paarmal zu wiederholen, um schließlich die Hand auszustrecken, als ob er das ganze Land umarmen wollte, und zu äußern: „Vaterland, begreift das nicht alles in sich, was gesagt werden kann?“

Der alte Jan van Gracht kam, die Büchse in der einen und die Satteltasche in der andern Hand haltend, langsam auf das Feuer zugetrottet, wo die Männer seines Kommandos lagen, und ließ sich neben ihnen nieder. Ein einziger Blick auf seine Waffe genügte, um zu erklären, wie es möglich gewesen war, ihren Knall von dem jähren Lospuffen des Mausergewehres zu unterscheiden. Sein Gewehr war länger und schwerer und mit einer zwar verbesserten Remingtonkonstruktion versehen, aber gleichwohl ein Gewehr, das die moderne Kriegskunst sogleich verworfen haben würde. Aber in diesem wie in den meisten andern Fällen hatte Jan seine eignen Gedanken, die am treffendsten ausgedrückt wurden durch seine Aeußerung gegenüber Zimmer, der auf dem Bauch neben ihm lag und ihn gähmend fragte, warum er den alten Prügel überall mit sich herumtrage.

„Im Frühling schwanken sie mir eines ihrer neuen Gewehre auf. Ja, es war recht sauber und hübsch und

so leicht.“ sagte er in seiner stillen Weise, „aber beim ersten Schuß, den ich abgab, lockerte sich das Verschlussstück, und das Pulver spritzte mir ins Gesicht. Hier können Sie sehen“ — er wies auf sein altes, runzliges Gesicht und strich mit einem Finger einer Narbe darauf entlang —, „meine kleine Enkelin hat die Pulverkörner gezählt, es sind siebzehn, und sie sitzen alle noch dort. Das ist nicht schön, und Leute, die mich nicht kennen, können leicht zu der Meinung veranlaßt werden, daß ich nichts von Büchsen verstehe.“ Er schüttelte mahnend seinen Kopf, so daß die langen weißen Locken unter dem Hutrand flatterten. „Mir gefallen die neuen Gewehre nicht,“ fuhr er fort, „nein, gar nicht. Es war eine große Gnade von Gott, daß die Pulverkörner mir nicht in die Augen gedrungen sind, ja, meine Augen sind ja schlecht genug. Ich kann nicht mehr ohne Brille in meiner Bibel lesen, und manchmal fühle ich mich sehr müde dabei...“

„Aber,“ bemerkte Zimmer, „das neue Gewehr hatte wohl einen Fehler, Sie hätten sich ein neues anschaffen sollen, Dom.“

„Das werde ich nicht thun,“ antwortete Jan energisch. „Die alten Gewehre haben uns schon früher geholfen, sie taugen auch jetzt noch. Ich hatte ein solches, das schlechter war als dieses hier, bei Majuba, und doch leistete es mir gute Dienste.“ Er wickelte sorgfältig einen geölten Lederlappen um das Schloß und fühlte genau nach, ob der Pfropfen noch in der Mündung saß. „Nein, die neuen Gewehre sind nur Spielzeuge von jungen, unverständigen Menschen, die sich einbilden, alles mögliche zu begreifen; aber Gott hat den alten Büchsen früher den Sieg geschenkt, Gott weiß mehr als alle Menschen zusammen, junger Mann. Er ließ auch die Pulverkörner mir ins Gesicht spritzen, um mir zu verstehen zu geben, daß er keinen Gefallen an neuen Dingen habe. Ich gehorche ihm und greife nie mehr zu den neuen Gewehren. Die alten haben uns gegen die Kaffern, gegen die Bönen und die Elefanten geholfen, mit ihnen haben wir die Engländer geschlagen, und die Rotröcke haben die Schiffe meines Gewehres genug zu spüren bekommen.“

„Aber,“ fuhr Zimmer hartnäckig fort, „die neuen Gewehre tragen viel weiter.“

Jan van Gracht verzog seine dünnen Lippen zu einem verächtlichen Lächeln.

„Du, der du die Sache besser begreifst als ich, kannst ein neues Gewehr benutzen; ich, der ich alt bin, halte mich an die alten. Ich habe keine Gile, sondern warte, bis die Rotröcke in Schutzweite kommen, das ist bequemer; und sie kommen immer, sie haben keinen Verstand, und Gott hat sie in unsre Hände gegeben, damit wir sie belehren sollen.“

Zimmer, der Sohn eines vor fünfundsiebenzig Jahren eingewanderten Deutschen, kannte die alten holländischen Buren zu gut, als daß er sich in einen Disput eingelassen hätte. Er fand es lächerlich von einem gezeigten Mann, solche rauchqualmenden Schießprügel zu verwenden, aber er wußte aus eigener Erfahrung, wie undenkbar es war, diese halstarrigen Greise zu belehren, die in jeder Verbesserung eine Auflehnung gegen Gott witterten und immer antworteten: es hat früher getaugt, es taugt auch jetzt noch. Den gleichen hartnäckigen Starrsinn hatte er bei andern getroffen, und er wenigstens sah ein, welch ein ungeheurer Fehler dies war von den weißhaarigen Ältesten der Gemeinde, aber er vermochte nichts an der Sache zu ändern. Sein von germanischen Vätern ererbter praktischer Verstand bemerkte die Gefahr, die in diesem jähren Festhalten an allem Alten lag, und er hatte unzählige Male seinen hitzigen Jugendmut in Wortkämpfen mit den Ältesten versucht. Und beständig war er mit dem unwandelbaren Satz besetzt worden: „Gott will es nicht, Junge.“ Die Alten gingen nur die bekannten Wege, und ihre Söhne und Enkel folgten mit der gleichen unerschütterlichen Ruhe.

Nichts von seinen Gedanken ahnend, zog Jan van Gracht seine messingingefasste Brille aus der Satteltasche, wuschte sie am Rockschöß ab und setzte sie auf die Nase. Dann kam seine abgegriffene Bibel zum Vorschein, und als er jene Seite aufgeschlagen, wo er am vorigen Abend geschlossen hatte, hielt er das Buch mit ausgestreckten Armen vor sich hin, so daß der Feuererschein auf die Blätter fiel. Halblaut und in näselndem Ton las er sein gewöhnliches Abendkapitel, und sobald dies gethan war, faltete er kindlich fromm die Hände, um sein Abendgebet und den Segen zu murmeln. Mit einem lauten Klaps schlug er darauf die Bibel zu, steckte sie in die Satteltasche, die als Kopfkissen verwendet wurde, wickelte seine Decke um seine Schultern und legte sich zum Schlafen nieder.

„Es ist ein harter Tag gewesen,“ sagte er leise zu Zimmer, „und ich fühle mich müde.“

Der Deutsche stützte die Ellbogen auf den Boden und das Kinn in die Hände. Er kannte Jan van Gracht seit seinen Kinderjahren und hatte als Knabe auf seinen Knien gesessen, aber wenn er ihn jetzt betrachtete, glaubte er einen ganz neuen Menschen zu sehen.

„Habe heute zwei Rotröcke erschossen,“ sagte Jan, der dem Blick des jungen Mannes begegnete. „Zuerst den Offizier, der so prächtig aussah und so grimmig mit dem Säbel winkte. Es war ein trefflicher Schuß, wenn man die Entfernung in Betracht zieht, und daß mein Auge nicht mehr so gut ist wie früher. Der andre war ein kleiner Kerl mit einem Pflaster auf dem Gesicht. Er sah krank und elend aus, die Rotröcke haben schlechte Mannschaft. Er entfernte sich ein wenig von den andern, als sie wieder ihrer Wege sprangen, nachdem die Kanonen zu sprechen begonnen hatten. Ich rief dem Kleinen ein Halt zu, aber nun zielte er auf mich. Ich schoß und traf ihn in das eine Bein, und er fiel. Ich gedachte ihm noch eine Kugel zu geben, die Rotröcke sind viel zu zahlreich und haben hier nichts zu thun. Aber da hatte ich Bedauern mit ihm und ließ es bleiben. Er ist vielleicht der einzige Sohn seiner Mutter,“ dachte ich, „und ich will kein Weib betrüben.“ Und da rief ich ihm zu, ruhig liegen zu bleiben, ging hin und gab ihm aus meiner Feldflasche zu trinken. Der arme Junge; er war sehr erschrocken und weinte wie ein Kind, er glaubte gewiß, daß ich seinen Kopf mit dem Kolben zerschmettern wollte. Das that ich nicht, weshalb hätte ich das thun sollen? Aber sein Gewehr zerfiel in einem Stein, die Patronentasche verstaute ich unter einem Wilddistelstrauch, sie sollen kein Unheil mehr anrichten.“

Zimmer lauschte halb geistesabwesend dem kindlichen Geplauder des Alten. Er war noch jung, aber im Vergleich mit Jan van Gracht ein gebildeter Mann; er sah bereits voraus, wie sich das Ende des Krieges zwischen zwei so verschiedenen Gegnern gestalten würde. Aber es war sein fester Vorsatz, ebensolang auszuhalten wie die andern; er war ein echter Sohn der alten Heimat seines Vaters, und die Treue bildete die Hälfte seines Charakters. Er vergaß nie, daß er freiwillig mitgegangen war, als der ganze Distrikt wie ein Mann zu den Waffen griff. Sein Vater stammte aus Pommern und hatte sich im Krieg von 1870—71 vom Soldaten zum Unteroffizier aufgedient, um später auszuwandern. Die Erziehung des Sohnes war in vielen Dingen ganz verschieden gewesen von jener der jungen Buren, obwohl sich sein Leben wie das ihrige gestaltete. Und er wußte, daß auch sein Vater sich hier befunden haben würde, hätte er nicht das eine Bein kurz vor Beginn des Krieges schwer verletzt gehabt.

„Ja,“ sagte der alte Jan, der seinen eignen Gedanken folgte, „sie sind furchtbar zahlreich, diese Engländer, ich hätte nicht geglaubt, daß es so viele Menschen in der Welt gäbe. Aber es geht wohl jetzt wie früher. Bei Majuba waren wir zweihundert Mann, die den Berg stürmten, und verloren bloß einen Toten; sie waren doppelt so stark dort oben, und nicht die Hälfte entkam. Wir werden wohl einen nach dem andern niederstrecken wie heute und an andern Tagen bei Colenso, Modderriver, Stormberg und all den andern Orten, die ich vergessen habe; ich behalte Namen so schwer im Gedächtnis und bin so alt. Es wird natürlich anstrengend sein, aber nun sind wir bald daran gewöhnt, und wenn wir genügend viele abgethan haben, so werden die andern wohl bedenklich werden und darüber nachgrübeln, ob sie nicht doch im Unrecht gewesen sind.“

Zimmer zuckte ungeduldig die Achseln und enthielt sich der Antwort. Gleich dem Alten dort, so dachten tausend andre; aber die Wirklichkeit, hart und unerbittlich, wie nur die Wirklichkeit sein kann, war ihnen schon auf den Leib gerückt; vielleicht machte schon der nächste Morgen die Blinden sehend. Er blickte in den Mondschein auf der Ebene hinaus. So viel war sicher, daß es auch solche gab, die ermüdet waren und sich aus dem Spiel gezogen hatten, um zu retten, was aus dem allgemeinen Schiffsbruch gerettet werden konnte. Aber der alte Jan gehörte zu denjenigen, die noch im Tode ihrer Ueberzeugung treu blieben; er war glücklich, er gedieh ganz gut in dem engen Kreis und sah nie mehr, als er sehen wollte. Die Augen des Deutschen schweiften nachdenklich nach jener Stelle, wo die Offiziere und sein Anführer saßen. Die Riesengestalt van der Raths war unter den andern leicht zu unterscheiden; ja, ja, der Distrikt Dornenburg hatte wohl den besten Führer gewählt, den es gab, nachdem der alte Zimmer insofern eines Beinbruchs verhindert worden war, den Befehl über die Mannschaft seiner Gegend zu übernehmen.

Jan van Gracht aber wickelte ordentlich seine Decke um sich und schloß die Augen wie ein gutes Kind. Solange er seine alte Bibel unter dem Kopf fühlte und die Büchse neben sich hatte, hegte er keine Furcht. Einen Augenblick später entschlief er tief und fest und ohne Träume; er hatte an diesem Tag gethan, was er konnte, und fiel er morgen, so würde der liebe Gott ihn in den Himmel seiner Herrlichkeit aufnehmen und dem Alten einen Platz zu seiner Rechten anweisen. Das war sein fester Glaube, und mit dem schlief er und schlug er sich, immer gleich ruhig und zufrieden.



Winterabend. Nach Gemälde von A. Thiele.

Sechstes Kapitel. Der Kommandant.

Es kam ein kühler Morgen nach der ruhigen Mondscheinnacht. Ein dünner Nebel hing um die Spitzen der Koppes und senkte sich nach und nach, je weiter der Tag vorrückte. Und als endlich die Sonne sich aus den Wolken erhob, die ihre blanke Scheibe verborgen hatten, fielen die Dünste in Form von Tauperlen auf die Büsche und den Sand nieder. Aber schon ehe dies geschah, war man im Lager wach und in voller Beschäftigung mit der Arbeit des neuen Tages. Burenkrieger aus einem andern Distrikt hatten ihren ermüdeten Kameraden von Dornenburg den Dienst erwiesen, ein Grab innerhalb der Mauern des verlassenen Kraals zu graben; wo die Männer gefallen waren, sollten sie auch zum ewigen Schlaf gebettet werden. Eine Strecke weiter war ein andres Grab aufgeworfen, dazu bestimmt, die Gebeine der aus weiter Ferne gekommenen Fremden aufzunehmen.

Die Begräbniszeremonie war so einfach, wie alles derartige in der Kriegszeit sein mußte, wo jeder Augenblick kostbar ist. Etwa hundert zertumpte und schmutzige Buren hatten sich an der Gruft versammelt, um die Dornenburger von Freunden und Bekannten Abschied nehmen zu sehen. In Lappen eingehüllt wurden die Leichen zum Grab getragen und unter finsternem Schweigen in seiner Tiefe versenkt. Der Missionar trat hervor und verrichtete die Gebete, warf Erde auf die Toten, las ein Kapitel aus der Bibel und verhiess allen ein Wiedersehen in der besseren Welt.

Nach dem Prediger kam der alte Jan van Gracht in seiner Eigenschaft als anwesendes Glied der Ältesten der Gemeinde. Er sprach den Segen über die Entschlafenen und schloß die kurze Rede mit den Worten: „Sie sind nicht gestorben, sie schlafen nur. Und vom Himmel, wohin sie gegangen sind, sehen sie auf uns nieder und erwarten, daß wir ebenso mutig wie sie unsre Pflicht erfüllen und das Vaterland verteidigen werden, und“ — er sah sich im Kreise um, seine Augen glühten und die langen Fäden flatterten — „was thut es, ob wir alle fallen wie diese da, wenn nur das Land frei wird! Und das sage ich euch, Freunde und Kameraden,“ rief er, „welchen Wert besäße wohl unser Leben, wenn nicht der Boden, auf dem wir stehen, unser eigen wäre! Und sollten die Engländer unser Land nehmen, was nicht möglich ist, wenn wir aushalten, so wird bald der Tag kommen, wo ein jeder von uns lieber im Grabe zu liegen wünscht, als zu leben und dieses anzusehen!“

Zuletzt kam van der Rath. Er war es nicht gewohnt, seine Gedanken in Worte zu kleiden, aber er war tief bewegt, als er alle diese Männer, die er als wackere Bauern und gute Nachbarn kannte, starr und leblos hier liegen sah, und er hatte in der vergangenen Nacht viel an all die Toten gedacht. Er ging den Rand des Grabes entlang, blieb neben jedem besonders stehen, nannte seinen Namen und zählte seine guten Eigenschaften auf. Und als dies geschehen war, wünschte er dem Staube Frieden und bat, während die Thränen über seine Wangen herabrannen, den lieben Gott, allen denen zu verzeihen, die einander Böses zugefügt hätten; denn das Geschenk des Lebens sei niemand gegeben worden, um in blutigem Kampf fortgeworfen zu werden.

Die Dornenburger standen mit entblößten Häuptern und sahen zu, wie die Freunde mit Erde bedeckt wurden, während die Zuschauer sich entfernten, um einen Blick auf das Begräbnis der Feinde zu werfen. Aber dort war nichts zu sehen; die Offiziere hatten nicht daran gedacht, daß ein Geistlicher im Lager war, und niemand hatte diesen um seine Mitwirkung gebeten. Ein Unteroffizier war mit dreißig Mann als Ehrenwache beauftragt worden, und die Leute standen gleichgültig umher, während einige Mann vom Train die Toten begruben.

Aber als die Grube über den gefallenen Buren wieder zugeschüttet war, trugen die lebenden Kameraden Steine herbei, legten sie in Haufen darauf und stellten die Arbeit nicht eher ein, als bis ein hoher Steinfengel sich über dem Grab erhob. Dann zerstreuten sie sich, stumm und ernst, und kehrten nach dem Lager zurück. Der Feldkornett und der alte Jan blieben noch eine Weile stehen und verrichteten ein stummes Gebet für die Toten, worauf sie sich entfernten.

„Ich ziehe heim,“ sagte van der Rath hastig zu seinem Begleiter.

Jan van Gracht blieb überrascht stehen und betrachtete ihn.

„Bist du auch ermüdet?“ fragte er vorwurfsvoll.

„Nein, Dom van Gracht, aber ich weiß nicht, was es mit mir ist... ich betrachte die Dinge nicht mehr im gleichen Licht wie früher. Es ist, als hätte ich unerwartet mein Gesicht wieder bekommen, ich habe zu denken begonnen, glaube ich. Siehst du, Dom van Gracht, wenn alle schreien, daß wir den Feind ins Meer werfen sollen, so ist es nicht leicht, bei klarem Verstand zu bleiben. Man spricht wie alle andern und

glaubt, was sie sagen. Aber die armen Kerle, die vorhin dort eingescharrt wurden, waren nicht meine Feinde. Ich kenne sie nicht, habe nicht einem einzigen davon ins Gesicht gesehen, weiß nicht, ob sie gut oder böse waren; aber das weiß ich sicher, daß ich einen davon erschossen habe. Wer war der Mann, Dom Jan, wer war er? Nein, nein, ich bin im Schlaf gewandelt, habe im Schlaf gekämpft und geschossen, nun bin ich wach. Es kann nicht recht sein von mir, meinesgleichen zu töten, ein Kind des gleichen Schöpfers wie ich selber. Nein, nein, Dom Jan, ich ziehe wieder nach Hause.“

„Die Rotröcke haben hier nichts zu thun,“ sagte der alte Jan kampflustig. „Gehen sie gutwillig ihrer Wege, so werde ich auch nicht auf sie schießen, aber wenn sie auf mich losgehen, so knallt es.“

„Du hast Söhne und Töchter, Dom Jan, und sie haben ihrerseits viele Kinder...“

„Ja, unser Geschlecht ist groß,“ fiel Jan van Gracht ein und lachte zufrieden bei dem Gedanken an seine vielen Nachkommen.

„Ja, ja, ihr seid zahlreich. Aber Gott der Herr hat gesagt, daß er die Missethaten der Väter an den Kindern rächen will, bedenke auch das! Es ist eine große Sünde, einen Menschen ums Leben zu bringen, und“ — seine Stimme sank zu einem Geflüster, aber in seinen Augen erschien ein Glanz, der den alten Jan zwang, zur Seite zu sehen — „ich habe nur einen einzigen Sohn.“

„Du kannst dich wieder verheiraten, wann du willst,“ antwortete Jan schnell. „Die ganze Gemeinde verwundert sich darüber, daß du das nicht längst gethan hast.“

„Ich will nicht von dieser Sache sprechen.“

„Nun, nun, nur nicht so heftig, Abraham, nicht so heftig! Es giebt viele Witwen nach dem Krieg, und ich kenne übrigens auch viele junge Mädchen, die mit Freunden mit dir ‚aufbleiben‘“) würden.“

„Begreiffst du denn nicht, daß mir keine als Mutter des kleinen Jsaak gut genug ist?“

„Nein, ich verstehe gar nicht, was du schwachst. Wir sind hier, um die Rotröcke aus dem Land zu jagen, das ist alles. Aber das sehe ich, wenn der Feldkornett des Distrikts seiner Wege läuft, um nach Hause zu kommen, so wird bald einer nach dem andern es ebenso machen. Und wie soll es dann gehen? Nein, Freund Abraham, du bist wohl nur bekümmert, weil so viele von den Unsrigen gefallen sind, aber das hilft nichts. Ich bin auch sehr verdrießlich, besonders leid thut es mir, daß Piet Müllers Enkel gefallen ist, aus dem Jungen hätte etwas werden können, wenn er am Leben geblieben wäre. Erinnerst du dich noch der Mühle, die er vor drei Jahren gebaut hat? Von weit her sind die Farmer gekommen, um bei ihm zu mahlen. Nein, Abraham, schlage dir die traurigen Gedanken aus dem Kopf, sie rühren nur von Magenleiden her, und davon werde ich dich heilen. — Dort kommt de Vlieg, höre, wie sie rufen! Rede mit dem Mann, er weiß alles. — Das Geheimweh kennen wir ja alle, es ist eine Plage, der niemand entgeht. Und heim kommen wir doch noch, sobald wir den Rotröcken Beine gemacht haben. Und sprich mit dem Kommandanten, wenn er Zeit hat, dich anzuhören, aber dem Missionar gehe aus dem Weg. Er ist wohl auch ein guter und frommer Mann, aber er hat manchmal so sonderbare Ideen.“

Van der Rath schüttelte müde seinen Kopf und folgte dem alten Jan, der mit langen Schritten nach dem Lager eilte.

Es war wirklich das Corps des Kommandanten, das anlangte. Der Lärm, die Staubwolken und die munteren Ausrufe der Männer bewiesen, wie erschüttert er war; die strahlenden Augen und die in der Luft geschwungenen Hüte, wie blind sie ihm vertrauten. Vom Passe her wälzte sich eine lange Kolonne in schwindelnder Eile gegen Süden. Die Gegend wiederhallte von Peitschengeklirr, von dem dumpfen Rollen der Räder und dem Geschrei der Kaffernlutscher, mit dem sie die Ochsen antrieben, dem Geklapper der Pferdehufe auf dem Boden und dem Geklirr der Waffen und des Zaumwerkes. Mitten durch das Lager war eine breite Gasse gebildet worden, durch welche die neuen Truppen vorwärts zogen, um schnell die Spitze einzunehmen.

„Der Kommandant wittert eine Schlacht, sonst würde er sich nicht so sehr beeilen,“ sagte einer der Zuschauer zu seinem nächsten Nachbar.

„Er weiß, wo die Rotröcke sind,“ antwortete der Angeredete. „Er weiß alles.“

Und wie die beiden Männer, so dachten die meisten andern. Kommandant de Vlieg war einer der wenigen Burenanführer, die es verstanden hatten, ganz und gar

*) Bei der Brautwerbung der Buren ist es Sitte, daß der Liebhaber und seine Angebetete eine ganze Nacht aufbleiben und sich gegenseitig Gesellschaft leisten. Stellt sie dabei große Kerzen auf, die lange dauern, so ist dies ein Zeichen, daß sie ihren Anbeter mit günstigem Blick betrachtet; nimmt sie kleine Kerzen, die bald niederbrennen, so kommt dies einem Abschlagn gleich.

das blinde Vertrauen ihrer Krieger zu gewinnen; wenn er etwas sagte, dachte niemand an Widerspruch.

Auf einem Hügel standen du Wallou und Westhuizen, und hinter ihnen hatten die gefangenen Offiziere Platz genommen. Sie erhielten sogleich jeden Aufschluß, den sie verlangten, und sie betrachteten verwundert diesen Strom von Menschen und Tieren, der durch das Lager flutete.

Zuerst kamen einige hundert Reiter mit einem jungen Feldkornett an der Spitze. Er schwang seinen Hut über dem Kopf, als er an du Wallou vorüberritt, und verschwand. Seinem Trupp folgte eine größere Abteilung sonnverbrannter, schmutziger Gestalten. Die Männer beugten sich über die Pferdehälse, das Zaumwerk klirrte, und der Staub erhob sich in einer dichten roten Wolke um sie. Es dauerte kaum fünf Minuten, bis sie einer Wagenkolonne Platz machten, aus der die glänzenden Gesichter und weißen Zähne der Kaffern dem Zuschauer entgegenschimmerten. Die Kutscher knallten mit ihren Peitschen, schrien und brüllten mehr als nötig war, waren aber augenscheinlich vor Vergnügen außer sich, weil sie so viel Lärm als möglich verursachen konnten, aber ihre Lungen waren auch gut genug. Hinter ihnen kam die Artillerie, sechs Kruppische Schnellfeuerkanonen und vier Kugelsprizen; die Bedienung war stumm und ernst und lächelte verächtlich über den Lärm der Kaffern.

Als sie vorüber waren, dauerte es einige Zeit, ehe die nächste Abteilung heranrückte.

„Die Unversöhnlichen,“ sagte du Wallou leise zu den Offizieren.

Die Zuschauer waren völlig verstummt, dafür aber sprachen ihre Augen.

Eine Truppe von ungefähr zweihundert Mann kam aus dem Paß heraus und ritt langsam weiter. Sie bestand aus Männern, abgehärtet in hundert verschiedenen Kämpfen, Leute, die über die Gefahr lachten und den Tod verhöhnzten. Ihre Hölse waren niedergebrannt, ihre Familien zerstreut, niemand wußte, wo sie sich befanden. Sie selbst besaßen nichts als ihr Leben, und sie hatten geschworen, es lieber zu opfern als die Waffen niederzulegen. Als sie vernommen, daß Kommandant de Vlieg den gleichen Schwur gethan hatte, hatten sie sich von allen Seiten um ihn gesammelt, von Norden und Süden, von Osten und Westen waren sie gekommen.

Mit blutendem Herzen und von Haß glühenden Augen waren sie zu ihm gegangen, hatten ihm ihre Leiden erzählt und waren bei ihm geblieben, denn er verhiess ihnen sichere Rache.

Zwei Schritte vor ihnen ritt der Kommandant, eine breitschulterige Gestalt von Mittelgröße. Nichts unterschied ihn von der Umgebung, sein Aussehen war das gewöhnliche und die Tracht genau gleich jener der andern. Eine Verschiedenheit war doch vorhanden: während seine Männer mit aufmerksamen, wenn auch finsternen Blicken um sich sahen, starrten seine Augen geradeaus, wie auf einen unsichtbaren Punkt in der Ferne geheftet, und seine Lippen waren so fest zusammengepreßt, als ob er nie mehr ein Wort über sie kommen lassen wollte. Vor du Wallous Platz hielt er, wie aus einem Traum erwachend, an und erteilte mit kurzer, scharfer Stimme einen Befehl.

Einige Mann trennten sich von der dunkeln Schar, ein paar jagten im Galopp zurück, ein paar stürmten vorwärts, während die Truppe stumm und düster weiterritt, eine ständige Mahnung für die andern, auszuhalten.

De Vlieg ritt den Hügel hinauf und schüttelte vom Pferd herab seinem Bechtgeneral*) die Hand. Er musterte die Gefangenen und fragte nach ihrer Anzahl. Als du Wallou geantwortet hatte, nickte er.

Es lag etwas in der Haltung der Umgebung, das die gefangenen Offiziere bisher nicht an den Buren bemerkt hatten. In ihrem Lager herrschte überall eine Ungezogenheit, die gar nicht mit dem übereinstimmte, was sie militärische Ordnung nannten, aber de Vlieg gegenüber verstummte alle Kritik. Sein Name wurde nur flüsternd genannt, und die Leute senkten den Blick wie ungehorsame Schulbuben vor den Augen eines strengen, aber beliebten Lehrers; und vor allem, es wurde ihm augenblicklich gehorcht, etwas sehr Eigentümliches in dieser Armee, die sonst nicht die entfernteste Ahnung von Disziplin hatte. Ihn selbst aber umgab eine Glorie von düsteren Geheimnissen, seine Bewegungen waren kurz und gemessen, seine Stimme war tief, aber scharf, und aus seinen Augen schossen zuweilen Blitze, vor denen der stärkste Mann zitterte. Geschichten von seiner rücksichtslosen Entschlossenheit, seiner nie versagenden Geistesgegenwart und seinem unerschrockenen Mut, mit dem er allen Gefahren trotzte, wurden in jedem Lager erzählt, und die todmüden Männer, die in hoffnungsloser Ergebung auf dem Weg gewesen waren, sich vor der Uebermacht zu beugen, erhielten neue Kräfte, so oft sie von de Vlieg sprachen. Und er ließ oft von sich hören. Noch waren sie nicht

*) Bechtgeneral — Unterbefehlshaber.

vollständig geschlagen, noch besaßen sie zwei Männer, denen sie vertrauen konnten: ihn und Botha.

Die Offiziere betrachteten neugierig den Mann, der die Phantasie ihrer eignen Zeitungskorrespondenten in so lebhaftige Bewegung gesetzt hatte. Sie suchten die Schultern und tauschten Blicke getäuschter Erwartung aus. War dieser einfache, unansehnliche Reiter wirklich der gefürchtete Gegner? Und als sie den starren Blick bemerkten, der sich ohne Ruhepunkt in der Ferne verlor, da lächelten sie mitleidig, er schien ja nicht einmal im Stande zu sein, seine Gedanken zu sammeln.

De Vlieg riß sich los von seinen wachen Träumen und wandte sich an du Wallou:

„Die Gefangenen sollen sogleich gegen Norden geführt werden. Sie sind auf Ochsenwagen zu transportieren. David Steen leitet die Kolonne. Er hat meine Befehle bereits erhalten.“ Und als du Wallou eine Frage an ihn richten zu wollen schien, da sagte der Kommandant kurz und befehlend: „Alles ist geordnet, schnell!“

Du Wallou gab den Offizieren einen Wink, ihm zu folgen, und sie gingen; sie hatten an dem Ton des Befehlshabers gemerkt, daß er keine Einwendungen duldet. So hatten sie wieder eine neue Bekanntschaft gemacht, sie hatten einen Mann gehört, der wußte, was er wollte, und nachdem sie ihn nun in der Nähe gesehen hatten, da begannen sie zu glauben, daß wohl etwas Wahres an dem Gerücht von der niedergebrannten Farm und der vor Schrecken mit dem neugeborenen Kind an der Brust gestorbenen Frau wäre. Sie gingen stumm und niedergeschlagen ihrem unbestimmten Schicksal entgegen, aber hinter ihnen saß de Vlieg wie in Stein gebannt.

Munitions- und Proviantkolonnen rasselten durch das Lager, die stummen Reiter scharen ritten an dem unbeweglichen Mann mit dem strengen Gesicht vorüber, und der Lärm erfüllte die Luft, aber de Vlieg hörte und sah nicht, obgleich seine Augen groß und glanzlos den Marsch der Truppen anstarrten. Seine Gedanken waren weit fort, er selbst aber war da, und den Vorüberziehenden genügte es, wenn sie ihn sahen.

Mit einer Stärke von etwa dreitausend Mann hatte Kommandant de Vlieg die Aufgabe, gegen dreihunderttausend Feinde zu operieren, indem er zugleich die Verbindungen der Hauptarmee gegen Süden störte. Die beinahe unglaubliche Schnelligkeit, mit der er seine kleine Armee von einem Ort zum andern führte, machte es ihm möglich, trotz des ungeheuren Unterschiedes in der numerischen Stärke, den Engländern große Verluste zuzufügen. Obwohl von einer zehnfachen Uebermacht verfolgt, schlüpfte er doch glatt wie ein Alal aus allen Gefahren; jeder Schlacht in offenem Feld ausweichend, die von seiner Seite eine Totskühnheit gewesen wäre, wurde er nie dort gefunden, wo man ihn suchte, sondern immer da, wo man ihn am wenigsten erwartete. Er hatte die Taktik der Buren auf eine von ihnen bisher ungeahnte Höhe gebracht, und er schien im Stande zu sein, sie noch weiter zu entwickeln. Ein paar Monate lang auf allen Seiten von feindlichen Armeekorps umgeben, gelang es ihm nicht bloß, jene in Schach zu halten durch die Ungewißheit, in der sie beständig schwebten, sondern auch mehrere Transporte zu erwischen, hier eine Compagnie und dort ein Bataillon gefangen zu nehmen, Eisenbahnen aufzureißen und Telegraphenlinien zu zerstören.

Wie eine Wildkatze biß er sich im Rücken der englischen Armee fest, lähmte ihre Bewegungen oft lange Zeit, bis er, wenn die Uebermacht verzwanzigfach wurde, plötzlich in den unzugänglichen Gebirgen des nordöstlichen Oranjesfreistaates verschwand.

Zweihunderttausend Mann feuerten erleichtert auf, die englischen Generale glaubten ein paar Nächte lang ruhig schlafen zu können, und die Zeitungskorrespondenten, die natürlich mehr von Krieg verstanden als alle Stabsoffiziere zusammen, erhoben indirekt die Führer ihrer Landsleute bis in den Himmel, indem sie die Geschwindigkeit des Feindes in den stärksten Worten lobten. Fleißige Litteraten, die aufs Haar wußten, was die Leser wünschten, schrieben gut gemachte Geschichten zusammen von den unglaublichen Strapazen der Soldaten, eine vollständige Tommy Atkins-Legende entstand, dank ihren gut honorierten Anstrengungen hinter den Linien, und die Soldaten, die in der Hoffnung auf leichte Arbeit und gute Bezahlung sich hatten anwerben lassen, wurden durch rührende Sonntagsfeuilletons verberberlicht. Endlich schien alles gut zu gehen, und man beschleunigte die Vorbereitungen zu den großen Vormärschen mit aller Energie. Die Corps, die den überall und nirgends anwesenden de Vlieg gejagt hatten, wurden zurückgerufen oder nach Johannesburg und Pretoria beordert.

Da begannen Heliographen und Lichtsignale, die einige Tage Ruhe gehabt hatten, aufs neue zu arbeiten. De Vlieg war aus seinem Schlupfwinkel hervorgebrochen, ein Bataillon Neomanry verschwand, ein paar starke Kavalleriepatrouillen wurden vermisst, eine Compagnie Miliztruppen aufgerieben, eine neulich ausgebefferte Verbindungslinie wurde wieder zerstört, ein Munitions-

transport erreichte seinen Bestimmungsort nie, es hagelte von Hiobsposten im Hauptquartier, und auf alle Fragen gab es nur eine Antwort: de Vlieg.

Der große Vormarsch, der den letzten Widerstand zu nichte machen sollte, wurde auf unbestimmte Zeit verschoben, und die wilde Jagd begann wieder. Die englischen Armeen wurden in jeder Richtung gehehrt, leuchtend und ermüdet taumelten sie umher, wurden mitten in der Nacht durch Kanonenschüsse und Gewehrfeuer geweckt, man erlaubte ihnen weder zu essen noch zu ruhen, und doch richteten sie nicht das mindeste aus, mochten auch ihre Chefs noch eifriger sein als der Feind. Und als einige Generale einen recht schlauen Operationsplan ausgedacht und von drei Seiten die Gebirgskette bestiegen hatten, wo de Vlieg fastlich sich zuletzt gezeigt hatte, da fanden sie nur einen demolierten und untauglichen Wagenpark, der einmal englisch gewesen, eine demontierte Kanone, ebenfalls englischer Herkunft, oder einige hundert entwaffnete Soldaten, Engländer, die fluchend und wütend ihnen entgegen trauerten, mit den Händen ihre Hosentaschen haltend, von denen de Vlieg sorgfältig durch seine Leute jeden Knopf hatte abschneiden lassen.

De Vlieg that nie das, was ein Gegner an seiner Stelle gethan haben würde, im Gegentheil durchkreuzte er jede wahrscheinliche Berechnung. Und wenn er in einer Woche eine fürchterliche Verheerung unter den Feinden angerichtet hatte, verschwand er unerwartet, als ob ihn die Erde verschlungen hätte, um eine Woche später ebenso unerwartet hundert Meilen weiter entfernt wieder aufzutauchen und einen Aufstand in einem Distrikt zu veranlassen, der, wie die Londoner Zeitungen ihren beunruhigten Lesern tröstend versicherten, seit Monaten ruhig gewesen war.

Der Einzug war zu Ende, und de Vlieg ritt langsam vom Hügel herab. Die neulich angelangten Truppen bildeten nun die Spitze, die früher auf dem Platz befindlichen aber die Nachhut; am nächsten Morgen wollte er weiter ziehen, einem Ziel entgegen, das außer ihm niemand kannte. Vertraute hatte er keine, warum diese oder jene Bewegung ausgeführt wurde, das erklärte er nie, sein Kopf arbeitete allein jeden Plan aus, und sein Wille leitete alles. Er erhob sich über seine Umgebung, die wußte, daß keine Belohnungen ausgeteilt würden, aber auch erfahren hatte, daß eine harte Strafe den Nachlässigen traf. „Söhne habe ich keine, meine Frau ist aus Kummer gestorben, und ich selbst werde kämpfen bis aufs äußerste,“ das waren seine eignen Worte, andre Gründe für seine Handlungsweise nannte er nicht.

Die Unversöhnlichen, Männer, die gleich dem Befehlshaber alles verloren hatten und nur ihrem wilden Haß lebten, folgten ihm wie treue Hunde und drückten dem kleinen Bauernheer ihr dunkles Gepräge auf, in dem nur Psalmen gesungen und eisenharte Citate aus dem Alten Testament unter den Kriegern gewechselt wurden. Entfaltungen und Strapazen waren für diese Elitetruppe nicht vorhanden, Entbehrungen und Hunger waren sie gewohnt, und Kämpfe waren ihr einziges Vergnügen.

„Morgen,“ sagte de Vlieg zu den Männern in seinem Kreis. Sie wußten längst, was das bedeutete. „Ruht euch gründlich aus, ich gedenke alle eure Kräfte in Anspruch zu nehmen.“

Ein drückendes Schweigen legte sich nach und nach auf das früher so lärmreiche Lager, selbst das Plappern der Raffen ließ nach. Nur de Vlieg ritt, gefolgt von seinen Getreuesten, überall umher; der fest geschlossene Mund öffnete sich nicht, weder Tadel noch Lob kam über seine Lippen, aber wo etwas nicht war, wie er es erwartet oder gewünscht hatte, da sah er nur den dafür Verantwortlichen an. Vor diesem Blick verstummte jede Entschuldigung, und der Fehler wurde von selbst verbessert. Dann ritt er weiter, tauchte bald hier, bald dort auf, war in der Mitte des Lagers wie auf seinen Seiten zu finden, und die starrenden ersten Augen schossen hier und da einen scharfen Blick, dann verschwand er wieder.

Als der Gefangenentransport gegen Norden zog, war er dabei.

„Steen,“ ertönte seine durchdringende Stimme, „falls sich jemand weigert... so schießen Sie ihn nieder!“ Und mit einem kurzen, klanklosen Lachen setzte er hinzu: „Die Engländer haben uns gelehrt, wie man Krieg führen muß.“ Der Blick erlosch in seinen Augen, der müde, geistesabwesende Gesichtsausdruck erschien wieder, aber dann riß er sich los von dem, was ihn beständig plagte und seinem aufgeregten Geist keine Ruhe ließ. „Daß Botha seine Leute daran verhinderte, auf die Fliehenden am Spionskop zu schießen, verzeihe ich nie. Er schenkte damit einigen tausend Engländern das Leben, und wie danken sie es uns! Töten unsre Männer und verbrennen die Höfe... verbrennen die Höfe...“ Er warf sein Pferd herum und jagte davon, unaufhörlich murmelnd: „Töten unsre Männer und verbrennen die Höfe... verbrennen die Höfe, wo Frau und Kind...“

Der Gefangenentransport zog gegen Norden in

einer Wolke von Staub, und die Männer saßen stumm und niedergeschlagen auf den Wagen. Die eisenharten Züge des Kommandanten, die, wie es schien, nichts andres abzuspiegeln vermochten als einen bodenlosen Schmerz, hatten sie eingeschüchtert. Aber de Vlieg hatte schon vergessen, daß sie da waren, sie waren ein Hindernis, wurden so schnell als möglich aus dem Weg geräumt und existierten für ihn nicht mehr.

Der Kommandant ritt weiter, empfing Rapporte, erteilte Befehle, die niemand als seine nächste Umgebung zu deuten vermochte, und steckte alle mit seiner fieberhaften Thätigkeitslust an. Und noch immer starrten die ersten Augen nach dem unsichtbaren Punkt in der Ferne, um zuweilen einen blendend hellen Blick durch die trüben Nebel brechen zu lassen, die sich immer wieder aufs neue darüber lagerten. Es war, als ob zwei ganz verschiedene Naturen in der gleichen Brust ihren Sitz genommen hätten, der geistesabwesende Träumer und der gefühllose Eisenmensch. Und unter dessen wurde sein Inneres von einer nie erlöschenden Glut langsam, aber sicher verzehrt.

Ein Kaffer drängte sich zwischen den Pferden hindurch und legte mit der Vertraulichkeit eines alten treuen Dieners seine Hand auf das Knie seines Herrn.

„Baas, Frühstück,“ sagte er freundlich.

„Danke, Bambo, ich habe jetzt keine Zeit.“

„Baas, essen!“ fuhr der Kaffer eindringlich fort.

„Wie kann Baas handeln, wenn Baas nicht essen, he?“

„Gut, aber mach schnell!“

Der Kaffer grinste und zeigte seine weißen Zähne, während er, das Pferd seines Herrn am Zügel führend, sich entfernte. An einem Außenrand des Lagers war ein Zelt aufgeschlagen, und dorthin zog sich de Vlieg zurück. Obwohl seine ganze kleine Armee unter freiem Himmel schlief, und er selbst für sich keine Ausnahme zu machen wünschte, so pflegte er doch ein paar Stunden des Tages sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Durch Bambo, der seinem Herrn immer folgte und ihn treu behütete, hatten die Buren vernommen, daß er in solchen Fällen ruhelos hin und her ging, unverständliche Worte murmelte und die Hände rang.

„Er sieht ihre Augen,“ flüsterte der Kaffer geheimnisvoll, „überall, Tag und Nacht sieht er ihre Augen.“

Die Männer wußten, was er meinte, und schüttelten teilnehmend ihre Köpfe. Viele von ihnen hatten zu viel durchgemacht, um nicht nach der gewöhnlichen Art der Menschen blind und unerschütterlich die Werkzeuge der unberechenbaren Tücke des Zufalls zu haften, aber die ungeheure, nie schlummernde Verzweiflung, die ihren Kommandanten sogar den Schlaf vergessen ließ, war ihnen unfassbar.

„Er hat ja seine Bibel,“ sagten die meisten.

Bambo schien sie nicht zu hören.

„Er sieht ihre Augen,“ war alles, was er antwortete.

An diesem Tag wie an allen andern ging de Vlieg rastlos in seinem Zelt auf und ab. Drei Schritte vorwärts und drei Schritte zurück, drei Schritte... drei Schritte. Er sah nicht die Maistücher und den Biltong, die der Diener auf einen Klotz neben ihm gelegt hatte, sein Blick starrte an der Gegenwart vorüber und in eine unheimliche Vergangenheit hinein, der zu entgehen unmöglich war. Er rang seine Hände wie ein Verdammt, raufte sich den Bart und murmelte, bald bittend, bald höhrend:

„Kann ich denn nicht vergessen... vergessen... vergessen...“

Bambo steckte den Kopf durch die Oeffnung des Zeltes herein und sagte:

„Der Pastor.“

„Lasse ihn eintreten!“

Der schwarze Wollkopf verschwand, und gleich darauf trat der Missionar ein.

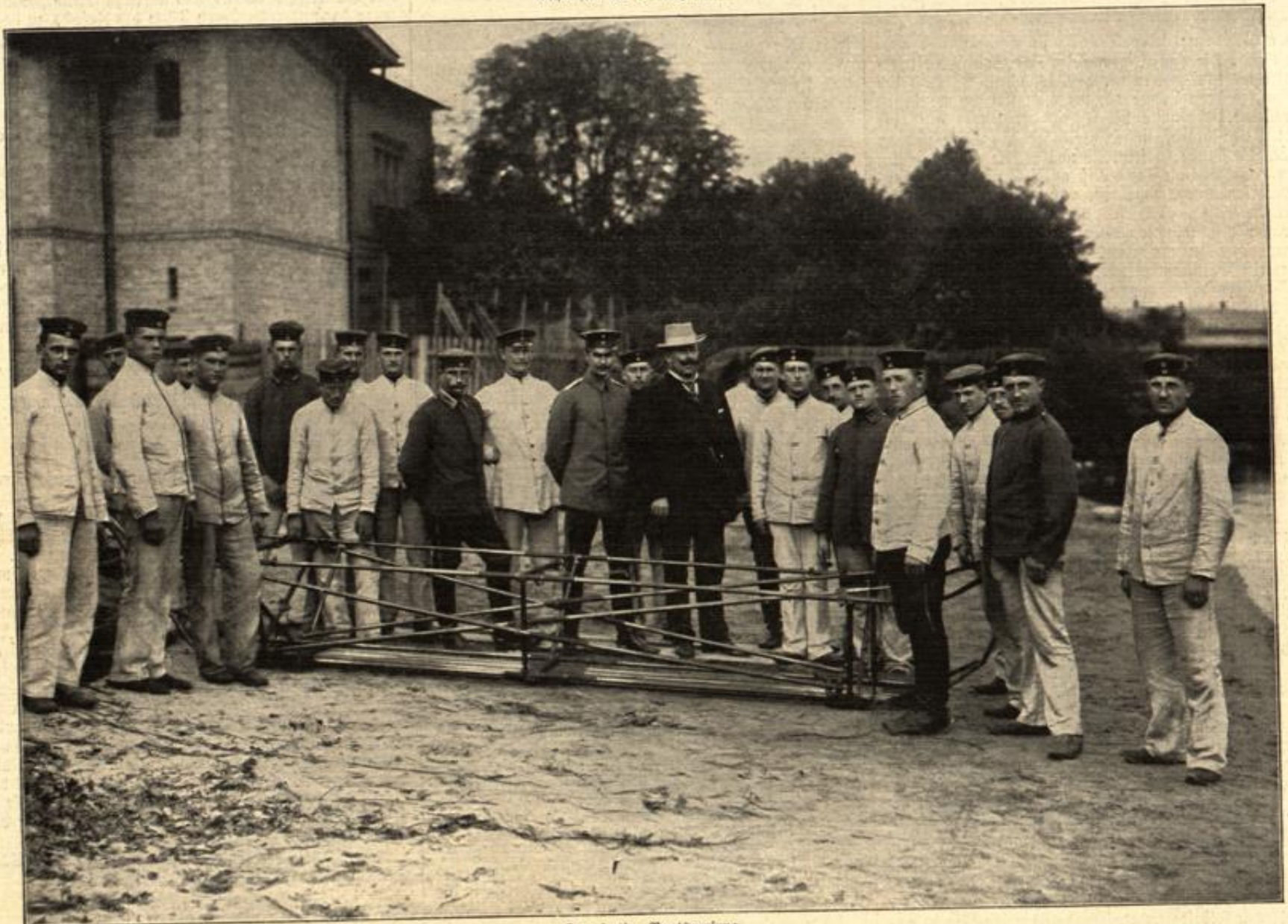
Der Kaffer setzte sich mitten vor die Oeffnung, zog die Knie zum Kinn herauf und bewachte die Thür seines Herrn, wie er es schon so oft gethan hatte. Er hörte nicht, was die beiden Männer da drinnen miteinander sprachen, das Geräusch ihrer Stimmen drang als ein dumpfes Gemurmel an sein Ohr, aber er interessierte sich nicht im geringsten für die Dinge, die hier verhandelt wurden. Bambo war nicht so neugierig wie seine Stammesverwandten. Aber es beunruhigte ihn, weil die Stimme des Missionars vorwurfsvoll und bittend ertönte, während sein Herr mit einem gereizten Nein auf etwas antwortete, das ihm der andre zu thun empfohlen hatte. Bambo wurde ärgerlich und brummte halblaut; wie konnte sich der alte Mann unterstehen, seinen Herrn zu erzürnen? Ihm gefiel das Gespräch da drinnen nicht, und er überlegte, wie er es wohl unterbrechen könne. Darum begrüßte er das Erscheinen einer neuen Person mit frohem Blick.

„Baas van der Rath,“ rief er aus, „mein Baas gerne sogleich Feldkornett sprechen will.“

(Fortsetzung folgt.)



Aufbauen des Bootsgerippes.



Das fertige Bootsgerippe.
Die neuen Lanzenboote unserer Kavallerie.



Fahrübungen mit Pferden an der Koppel schwimmend.

Die neuen Lanzenboote unserer Kavallerie.

(Aufnahmen von Belle & Kunze, Hofphotogr. in Potsdam.)

Die Verwendung der Kavallerie besteht bekanntlich nicht nur in der Attacke in der offenen Feldschlacht, ja es wird diese Möglichkeit überhaupt von vielen wegen der Wirkung der modernen Gewehre angezweifelt. Ein ganz besonders wichtiges Feld der Tätigkeit findet die Kavallerie dagegen vor und nach der Schlacht, in der Aufklärung und Verfolgung. Die Aufklärung erfolgt meist in großen Massen, durch sogenannte selbständige Kavallerie, welche, zu Divisionen zusammengestellt, der Armee weit vorausreitet und die Aufgabe hat, die Stellungen und Bewegungen des Feindes zu erkunden, die feindliche Reiterei aber, welche dies zu verhindern sucht, zurückzuwerfen.

Hierbei können sich aber der mit größter Schnelligkeit vorausreitenden Kavallerie oft unangenehme Hindernisse in den Weg legen. Es kann vorkommen, daß die Reiter an einen Fluß gelangen, der nicht ohne weiteres zu durchreiten ist, also an einen Wasserlauf, wie er auf jedem Kriegsschauplatz häufig vorkommt, und daß der arglistige feindliche Pionier die Brücken über diesen Fluß durch Sprengung zerstört hat. Beiläufig bemerkt, führt jede Kavalleriedivision zu diesem und ähnlichen Zwecken ein besonderes Pionierkommando mit sich. Kommt nun eine Kavalleriedivision an einen solchen Fluß, so muß sie unbedingt rasch hinüber; ein längerer Aufenthalt würde die Erfüllung ihres Auftrages unmöglich machen.

Dies ist jedoch leichter gesagt als gethan. Ist die Bewegung vorbereitet und die Zerstörung der Brücken vorher bekannt, so wird es meist möglich sein, Pioniere mit einem Brückentrain rechtzeitig heranzuziehen; dann ist in kürzester Frist der Uebergang hergestellt. Ist dies aber nicht möglich gewesen, ist die Kavallerie allein, weit voraus, vor die überraschende Thatsache der Zerstörung der Brücken gestellt, so muß sie sich selbst helfen können, und man hat schon lange zu diesem Zweck das sogen. Faltboot eingeführt; jedes Kavallerieregiment führt auf dem

Faltbootwagen zwei solcher (zusammenlegbarer) Boote mit. Mittels dieser Boote, welche aus wasserdichtem Tuch mit dünnem, leichtem Stangengerippe bestehen, können die Mannschaften, das Gepäck, Sattelzeug und so weiter übergesetzt werden, während die Pferde nebenher schwimmen. Auch können mit diesem Material, wenn die Boote mehrerer Regimenter vereinigt, kleinere Brücken gebaut werden, bei einer Kavalleriedivision zu vier Regimentern also acht Boote.

So lange nun der Faltbootwagen da ist, wird sich der Uebergang wohl stets ausführen lassen. Es kann aber auch vorkommen, daß dieser immerhin schwere Wagen nicht im Stande ist, der in jedem Gelände rasch und unaufhaltsam vortrabenden oder galoppierenden Kavallerie zu folgen. Dann würde nichts anderes übrig bleiben, als entweder meilenweite Umwege nach unversehrten Brücken zu machen, um diese dann womöglich vom Feinde besetzt zu finden, oder aber den Fluß zu durchschwimmen, was man doch möglichst vermeiden wird, da es, abgesehen von der Gefahr, für die Gesundheit nicht gerade zuträglich ist, in nassen Kleidern, eventuell bei kalter Witterung, noch stundenlang zu reiten.

Um diesem Uebelstande abzuwehren, hat der

Schiffsbreder Adolf Hey in Bischheim bei Straßburg sich bemüht, ein Uebersehmittel zu konstruieren, welches aus solchem Material besteht, das die Kavallerie stets und überallhin mit sich führen kann. Die Stahlrohrlanze, welche bekanntlich die Hauptwaffe unserer Kavallerie bildet, ist vorzüglich verwendbar als Gerippe für leichte Boote. Man braucht nur noch einen wasserdichten Stoff und einige kleinere Verstärkungs- und Verbindungsteile mitzuführen, und ein Boot kann jederzeit zusammengekehrt werden.

Zur Mitführung dieser wenigen Geräte ist aber — hierin besteht der Hauptvorteil der neuen Erfindung — kein Wagen erforderlich, sondern alles wird von einem Packpferde getragen, welches mit dieser Last der Eskadron überallhin folgen und jedes Hindernis nehmen kann.

Das Verfahren, mit Hilfe der Lanzen und des Stoffes ein Boot herzustellen, ist ein ganz einfaches; es soll möglich sein, daß sechs Mann in etwa acht Minuten ein Boot völlig gebrauchsfähig machen und ins Wasser bringen.

Wir sehen auf unserm Bilde das Gerippe aus Lanzen und einigen kurzen Verbindungsteilen mit vorbereiteten Verschlüssen zusammengefügt; um das Gerippe wird nun die zeltbahnartige, wasserdichte Hülle, welche wohl auch als Zelt



Einstiegen.

Verwendung finden kann, gelegt, und das Boot ist fertig. — Auch die Ruder sind Lanzen, an deren einem Ende das Ruderblatt in Form eines jalouseartig zusammenklappbaren wasserdichten Stoffrahmens angebracht wird. Auch dieses Blatt kann beim Transport zusammengerollt werden.

Wie beim Faltboot, so sollen auch hier im allgemeinen nur die Mannschaften, das Gepäck, die Munition und das Sattelzeug trocken ans andre Ufer befördert werden; die Pferde schwimmen nebenher. Besser ist es, wenn man diese Boote nicht einzeln verwendet, sondern zwei oder mehr zu einer sogenannten Maschine zusammenkoppelt; dadurch wird die Tragfähigkeit bedeutend vermehrt, die Schwankungen aber sind viel geringer. So können dann wohl auch Pferde und sogar Armeefahrzeuge übergesetzt werden.

Mit diesem neuen Material haben in der letzten Zeit bei unsern Grenzcörs in Elsaß-Lothringen zahlreiche Uebungen stattgefunden. Auch beim Gardecörs wurden kürzlich Versuche angestellt, und wir sehen auf unsern Bildern, wie die Leibgarde-Husaren die Havelseen bei ihrer Garnison Potsdam mit Leichtigkeit durchqueren. Die Versuche haben bis jetzt überall ein günstiges Ergebnis geliefert; ein abschließendes Urteil kann aber erst gefällt werden, wenn die neuen Boote auch auf Flüssen mit größerer Stromgeschwindigkeit, wie zum Beispiel Donau und Rhein, erprobt worden sind. Auch vor Seiner Majestät dem Kaiser soll demnächst ein Versuch stattfinden.

Zimmerhin ist die neue Erfindung als eine für die Kavallerie sehr vorteilhafte Errungenschaft anzusehen. Sollte durch ihre Einführung der Faltbootwagen in Wegfall kommen, so würden dadurch sehr viele Pferde für andre Zwecke verfügbar; dieser Wagen erfordert nämlich zu seiner Bedienung ein Reitpferd und sechs Zugpferde, was bei den 93 deutschen Kavallerieregimentern 551 Pferde ausmacht. Allerdings kommen wieder die Packpferde in Anrechnung, aber wohl nicht in so großer Zahl.



Uebersetzen von Pferden.

Weihnachtsstrubel und Weihnachtsfreude.

Klauderei

von

Tony Schumacher.

Diese beiden Wörter gehören eigentlich so recht zusammen, das eine ist ohne das andre fast nicht denkbar. Und doch, wie manches Mal verdunkelt der Trubel die Freude, wenn er sie nicht gar ganz aufhebt oder sogar in Unbehagen umgestaltet.

„Weihnachtszeit — die schönste Zeit,“ wird von alten Zeiten her gejubelt und gesungen. Da klingt's wie ein schriller Miskton, wenn man da und dort hört: „Ach, jetzt kommen wieder diese unruhigen Wochen, mit all dem Geheke und Besorgen, mit dem mühsamen Ausdenken. Wenn doch dieser ganze Trubel schon vorbei wäre!“

Gottlob sind diese Stimmen nur vereinzelt. Es sind durchschnittlich nur die ganz engen, verdorrten, oder die sehr überbürdeten, oder sehr nervöse Menschen, die so reden.

Im großen ganzen, bei der Mehrzahl derer, die überhaupt Weihnachten feiern, fließt Trubel und Jubel in eins, Sich-freuen und Freude-machen sind eng bei einander, und das echte Festgefühl wird erhöht durch vorheriges Sich-mühen und Arbeiten! — Wenn's nicht über die Grenze geht, nicht über das Können in Kraft und Geldbeutel, wenn nicht alles so gesteigert wird und überanstrengt, daß die Hauptsache — das innere Freuen und Sich-sammeln — darüber verloren gehen! Wo dies der Fall ist, bleibt freilich von der herrlichen Weihnachtszeit nur eine erhöhte Werktagsarbeit, und das Ende davon ist Verdrießlichkeit, Abspannung und Genüßunfähigkeit!

Ein bißchen franten wir wohl alle hieran, und es gehört eine gewisse Energie dazu, sich ein paar Wochen vor dem Feste schon fest vorzunehmen:

„Ich will kein Geheke, sondern Freude in der kommenden Unruhe haben für mich und mein ganzes Haus!“

Warum fangen wir nur fast durchgängig zu spät an mit dem, was zu tun ist? Gewöhnlich fehlt's daran, daß wir uns nicht zur richtigen Zeit um die Wünsche derer, die wir zu beschenken haben, bekümmern, und dann sind solche oft schwer ausfindig zu machen. — Anstatt daß wir schon das ganze Jahr hindurch einen offenen Blick für das Bedürfnis unserer Umgebung haben, uns da und dort eine Notiz hierfür machen, kommen uns jetzt erst, spät genug, die besten Ideen, und nun wird in Eifer begonnen, in Hast gearbeitet, und das Ende sind verzweifelte Anstrengungen, fertig zu werden.

Dies gilt hauptsächlich von den Handarbeiten. Welch großer Genuß ist es, in der Zeit vor Weihnachten für irgend einen lieben Menschen etwas selber zu verfertigen. Wie viel Gedanken lassen sich da hinein stiften, nähen, malen, wie wohl thut's, auch einmal, berechtigt, ein paar Stunden sitzen bleiben zu dürfen, sich zu konzentrieren auf Schönheit und Zweckmäßigkeit eines Geschenks, dessen Material uns vielleicht ein pekuniäres Opfer gekostet. Ein Opfer, das ist das Richtige, aber wie manchmal sind wir schon beim Einkaufen der Versuchung erlegen, etwas uns noch schöner Dünkendes zu wählen, obgleich es fast zu teuer war, und das größere Stück erforderte dann auch größere Arbeit. Statt gemüthlicher Fröhlichkeit packt uns nun Unbehagen und Angst, nicht fertig zu werden, — dies und jenes soll ja auch noch gethan sein, und nirgends will es mehr reichen.

Nun wird die Nacht zu Hilfe genommen, trotz Abwehrens der Eltern, des Mannes. Die Augen werden verdorben, die Nerven sind am andern Tag erregt oder matt, die mühsam errungenen guten Farben aus der Sommerfrische verblaffen wieder, weil die so nötigen Spaziergänge, die endlich geregelt zu Stande gebracht waren, nun auch wieder aufhören. Und das alles um ein etwas mehr oder weniger schönes Sofaissen, Deckchen oder Tuch.

Der Vater und die Hausangehörigen leiden auch sonst noch unter dem Ueberreifer und der Systemlosigkeit gewisser Weihnachtsredigungen. Ich spreche nicht von dem so oft im Uebermaß in Anspruch genommenen Geldbeutel, der dem Haupt der Familie Sorgen verursachen kann. Es ist ein gewisses Etwas im Hause, das vermieden werden könnte und doch so oft vorhanden ist. — Daß der Empfangsraum in vielen Familien für diese Zeit fiktiv wird, ist zum Ertragen, — wo sollte man auch mit all dem Geheimnisvollen hin? Aber auch bis in die Wohnräume erstreckt sich oft die Unordnung, und es ist, als deuchte mancher Hausfrau das Aufstapeln von Paketen, von Schachteln, von Dingen, die nicht hinein gehören, von Papieren, Bindfaden und dergleichen als zu dieser Zeit gehörig. Auswahlendungen erscheinen, es sitzen Näherinnen da,

das Telephon klingelt den ganzen Tag ob der Bestellungen und Mahnungen an die Handwerksleute, welche versprechen und nicht halten, und der Betreffenden Stimmen klingen nicht immer lieblich und melodisch. In der Küche wird gerührt, gewellt, geformt, gebacken, und was nicht Raum dafür findet, wird gleichfalls in die Wohn- und Schlafzimmer verlegt. Die Mahlzeiten werden vernachlässigt, Anzug und Aussehen der weiblichen Wesen desgleichen. Zu den Schulaufgaben der Kinder müssen oft mangelhafte, schlecht geheizte Räume herhalten, weil in den andern keine Ruhe herrscht. Die Kleinsten vermissen auch ihre Ordnung und sind verdrießlich, und die Dienstboten, die wohl thun, was sie können, denn Weihnachten steht vor der Thür, sind überanstrengt und werden erfahrungsgemäß gerade in dieser Zeit am häufigsten krank.

Ich glaube, daß ich nicht zu schwarz male, wie es in manchen Häusern aussieht, und wenn eine derartig abgeschundene Hausfrau und Mutter dann schließlich, halbtot, das Gefühl hat, — wenn doch nur schon alles vorüber wäre, — dann ist's kein Wunder.

Und doch ließe sich so vieles vermeiden und anders machen, wenn wir zwei Dinge uns fest einprägen wollten: Bald anfangen, und keine zu großen Aufgaben stellen. —

Wie schön ruhig ist's in den Läden im Oktober und November. Ich gebe zu, daß manche Neuheiten da noch nicht eingetroffen, daß die Gegenstände noch nicht so schön übersichtlich geordnet sind wie später. Aber vieles, zum Beispiel alles Praktische, läßt sich da schon sehr gut einkaufen, vorausgesetzt, daß die Wünsche erforscht und die Geschenklifte gemacht wurde. Dinge, die erst angefertigt werden müssen, lassen sich da so zweckdienlich und eingehend mit den Handwerkern besprechen. Und wie froh und dankbar sind auch diese für frühe Bestellungen.

Wenn die Damen wüßten, was sie uns damit anthun, wenn sie so spät erst mit ihren Anliegen kommen, und ganz vor Thorichluß erst noch mit allerlei! — sagten mir schon manche Geschäftsleute. „Wir haben doch auch nur zwei Hände, die Tage sind kurz, und es ist meist so, daß wir, ganz fertig an unsern Kräften, in die Festtage hineinkommen. Einen heiligen Abend und Christfest giebt's für uns ja ohnedem fast nie, bis das Allerletzte abgeliefert und die Werkstätte und Wohnung nur einigermaßen wieder gereinigt und hergerichtet ist.“

Dieses fatale Hinausschieben! Wie viele Hausarbeit wird auch bis zum letzten Tag, zum letzten Moment aufgespart! — Warum müssen diese gewissen Brezeln, diese Krapfen, diese Kuchen durchaus an dem Tage selbst gebacken werden, an dem es der Arbeit sonst noch gerade genug giebt? ... Weil sie, früher gebacken, nicht so gut wären, — weil es traditionell ist, übernommen von Mutter und Großmutter, daß just diese Sorte auf Weihnachten gemacht wird? ... Ja, das ist schön und gut, und ich gestehe, es überläßt uns vielleicht auch ein gewisses Vermisken, wenn das liebe gewohnte Backwerk fehlt. Aber wir vergessen, daß unsere Mütter mehr Ruhe hatten als wir, daß bei unsern Großmüttern alles andre viel einfacher war, und es ist darum eine Thorheit, solche im Grunde doch nebensächlichen Dinge erzwingen zu wollen.

Oder man puht und scheuert, man will alles im Hause blitzblank und glänzend haben auf die Festzeit, was ja schon gedacht ist; aber wie oft verliert man im Ueberreifer darüber die Zeit zum inneren Vorbereiten, zum Hell- und Fröhlichmachen des Herzens.

Gestaltet eure Weihnachtsbescherungen nicht zu großartig, damit ihr sie bewältigen könnt! Ich spreche nicht von denen, die mit ihren Geschenken, ihrem glänzenden Aufbau groß thun wollen, und wo dadurch gerade das schöne Familienfest gar oft in Unerquicklichkeit, Reid und Unzufriedenheit endigt. Ich spreche von den redlichen Herzen, die sich nie genug thun können, immer noch da und dort etwas beifügen möchten, dem und jenem auch noch etwas schenken und schließlich über all dem kleinen Gesorge gleichfalls in die Brüche mit Geldbeutel, innerer Ruhe und Feststimmung kommen.

Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie viel Zeit und klingende Münze man vergeudet mit diesen in Schwaben so treffend genannten „Draufnaufle“, — netten, vielleicht momentan auch erfreuenden, aber im Grunde doch recht unnützen Dingen.

Bald anfangen und wo möglich die letzten acht Tage vor dem Fest sich freihalten, um allein oder mit den Kindern den wirklich schönen, herzerquickenden Weihnachtsstrubel auskosten zu können!

Welche Erinnerung ist's fürs Leben, wenn eine fromme, fröhliche und poetische Mutter es versteht, der Jhrigen Herz auch vorher schon zu stimmen auf die beglückende „Stille Nacht — heilige Nacht“. Wie wirkt die Adventsede mit etwas Tannengrün, den goldbesetzten Wachsengelken und den alle Abend heller erglänzenden Lichtern, wenn dabei die lieben alten Weihnachtslieder geübt und gesungen werden.

Macht Raum für solche alten Gebräuche und haltet sie fest! Laßt den Pelzmäntel oder Knecht Ruprecht erscheinen mit seinem heilsamen Schrecken und dem nachher so beglückenden Regen von Äpfeln und Nüssen! Gestaltet — man kann das sehr gut, wo der Hezgeist nicht zugelassen wird — alle häuslichen Geschäfte in diesen Tagen zu kleinen Festen!

Laßt die Kinder teilnehmen am Backen, scheuet die Mühe nicht, sie selber kleine Dinge für ihre Puppen anfertigen zu lassen. Und während alles um den Tisch sitzt und die Honigluchen, das Marzipan, die Springerle und so weiter verfertigt werden, laßt sich so gut erzählen vom Christkind broben im Himmel oder draußen im schneebedeckten Wald, wo es die Tannen holt, wo die Zwerglein helfen und alle Tierlein des Waldes, geblendet von der Helle, schauen und sich wundern. ... Und wieder vom Himmelstinde, wie es gerade in diesen Nächten vom Sternenzelte herabfliegt und durch die Lädenriken schaut, ob „lieb die Kinder oder böse“, ob es den auferliegenden Wunschzettel erfüllen darf oder ihn traurig zerreißen muß!

Ist's nicht, als hörten die Kinder das Rauschen der Flügel, das Wehen der heiligen Nähe, die die Herzen erfüllt mit redlichem Willen und guten Vorhaben?

Es liegt etwas Hehres, Geheimnisvolles über allem, was gethan wird, — vermischt es nicht mit unruhvollem Geheke! ...

Tellerrichter, Krippenaufbauten, Baumputzen, wie festlich kann all das gemacht werden! Da kommt die Schachtel vom Speicher herunter, in der das Jesuskindlein mit Heiligenschein, Maria und Joseph, die braven Hirten und die weißen Schäflein sich befinden. Und daneben liegen die leuchtenden Glaslugeln, die flimmernden Goldfäden und die glühenden Sterne. Wie merkwürdig, das alles — nach einem ganzen Jahr — wiederzusehen! Und dann der Geruch der Tannen, der Duft des frischen Mooses, der Lichtlein, des Gebackenen! Es ist so eigenartig, — so erinnernd und verheißend, so auffordernd zur Arbeit, und doch so voll hehren Friedens und beglückender Poesie! Aber ein weit offenes Herz, Ruhe und Behagen gehören zum Ausführen und Genießen dieser lieblichsten aller Arbeiten! —

Zeit, so recht breite, dehnbare, sollten wir uns auch schaffen für die Gänge vor Weihnachten! Wo möglich sie machen — die Kinder an der Hand —, ohne mehr Kommissionen damit zu verbinden! Nur sehen, nur genießen, nur beobachten und sich freuen! Aber nicht allein all die schönen Dinge an den Schaufenstern, in den Läden betrachten, den hereingelommenen Tannenwald in den Strahlen und das Flockengewimmel zwischen Himmel und Erde. All das ist auch sehr schön. Doch das Schönste von allem in der Weihnachtszeit sind doch die Menschen, und wer ein Auge dafür hat, der erblickt in dem verbittertesten, verzerrtesten oder sorgendurchsuchtesten Gesicht einen Ausdruck, der sonst nicht darin ist, ein Schimmern und Flimmern vom Denken an andre, vom Vorkommen vom Eignen und dadurch ein bißchen Himmelstüchlein, so wohlthuend, daß man sich nicht satt daran sehen kann! Geben ist leichter als Nehmen!

Aber das Nehmen ist auch schön, besonders, wo mit Takt und Verständnis geschenkt wird.

Ich weiß eine alte Dame, und sie hat mich oft dazu mitgenommen. Die hat, trotzdem sie ein paar Stunden nachher eine große Familie zur Bescherung bei sich versammelte, sich stets Zeit geschaffen, daß sie am heiligen Abend noch einen Gang durch die Strahlen und über den Christkindlmarkt machte. Da hat sie mit warmem Blick erspäht, wo noch zu kaufen und zu schenken war. Die letzten Rüsse eines frierenden Knaben, der schwer anzubringende Christbaumschmuck eines alten Weibleins, die nicht sehr geschmack- aber doch effektvollen Puppen eines bleichen Mädchens wurden vor Thorichluß noch geschwind erhandelt und sofort wieder in der schükenden Dämmerung einer des Wegs daherkommenden armen Arbeiterfamilie ohne viel Worte zugesteckt. Oder es erhielt ein an einer Gaslaterne seinen spärlichen Erwerb zählendes Orgelmännlein plötzlich, wie vom Himmel herunterfallend, ein neues Markstück in die Hand gedrückt, oder ein finster des Wegs daherkommender Geselle die frohe Weihnachtsboischaft in einem zwischen Lebkuchen eingebundenen Päcklein. ... Ich glaube, wir könnten manchen Armen doppelte Freude machen, wenn wir ihnen das Zugedachte so bald geben würden, daß sie ihrerseits wieder damit bescheren könnten.

Vorarbeiten, sich frei machen für die letzten Tage! Ich gedenke da noch eines der fröhlichsten Trubel, die diese oft mit sich bringen, — des Kommens all der Lieben von auswärts. Da stürmen sie die Treppe herauf, die frischen, freigelassenen Jungen, — die Kadetten, die Gymnasiasten, die Studenten. Und sie stürzen vom Wohnzimmer ins Studierzimmer des Vaters, in die Kinderstube der Kleinen, in die Küche, um die sich mitfreuenden Dienstboten zu begrüßen, und wie ein Wirbelwind ist's, aber ein herzerquicklicher,

erfrischender. Und dann die Schwestern, die Töchter aus den Pensionen, aus den Koch- und Nähschulen, den Seminaren und wo sie gerade gewesen: sie werden im Triumphe abgeholt, und mit noch größerer Wichtigkeit die verheirateten, die die Enkel mitbringen, mit der ganzen lieben Unruhe von Milch- und Wärmflaschenbesorgen, von Kindergetrappel, Kindergeplauder und gänzlicher Inanspruchnahme von uns und unsrer Zeit. Oder wir sind selbst noch jung, und die Eltern, — die Großeltern kommen zu uns, und wir möchten es ihnen über die Festtage so gut und behaglich, als es in unsern Kräften steht, machen! Bei all dem wo möglich: vorschaffen, Platz schaffen, — daß solches Glück rein und ungestört genossen werden kann!

Ein Hasten bis zum letzten Augenblick des Bescherens kommt mir wie ein Diebstahl an uns selber vor, denn wer kann, abgespannt und müde, noch mit frohem Herzen genießen, und wo ist da ein Boden vorbereitet, um die höchste aller Freuden, die große Weihnachtsbotschaft in sich aufzunehmen? Drum nochmals: weglassen alles, was daran hindert und was über unser Können geht! Es kommt bei einer Bescherung nicht auf das Was, sondern auf das Wie an. Macht einen Unterschied zwischen einem weltlichen Fest und diesem, und gestaltet es nicht, wie manche thun, zu einer großen Gesellschaft, wo gar dies oder jenes damit abgemacht werden soll. — Vergessen wir dabei nicht unsrer Dienstboten, daß der Festabend für sie erquicklich und nicht zum heißen Arbeitsabend wird. Auch in der Küche kann, trotz Gärten und Festmahl, viel vorhergethan werden, und auch hier wäre es vielleicht gut, mit manchem traditionellen Brote, Fisch oder Pudding zu brechen, der größerer Aufmerksamkeit und Mühe bedarf.

Und da fällt mir noch ein kleiner praktischer Rat ein, der vielleicht Anlaß findet. Der Augenblick des Bescherens wird oft dadurch etwas gestört und stürmisch, daß jeder der Anwesenden, hauptsächlich auch die Kleinen, sofort, statt sich dem großen Eindruck zu überlassen, zuerst ihre eignen Geschenke los werden möchten. Zu meiner Jugendzeit gab es deshalb die sogenannte Kinderbescherung. Wenn der erste große Trubel des Nehmens und Bedankens vorüber war, wenn die Wogen sich gelegt hatten, dann kam die Reihe des Gebens an uns.

„Die Erwachsenen hinaus!“ hieß es da mit unterdrücktem Jubel, und wir eilten fort, unsre kleinen, verborgenen, vom Selbsterstarken gekauften Geschenke und Arbeiten zu holen. Für jeden Anwesenden etwas, aber Selbstausgedachtes und Selbstbezahletes, und wenn's nur auf Mutters Arbeitstisch, wie es mein Bruder einmal that, ein gemalter Reiter aus Pappe war, dessen Uniform Handschuhknöpfe zierte und der als Säbel eine Stopfnadel trug. Und dann wurde geklingelt, — genau wie bei der großen Bescherung, und jetzt hatte man Zeit und Muße, von neuem zu bewundern, entgegenzunehmen und die Herrlichkeiten zu erklären.

O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!

Lannengrün und Glockengeläute, Menschen- und Gottesliebe, Frieden und Wohlgefallen, Licht und Helle, Engelstimmen und Gloriasingen, und über allem leuchtet der Stern der Verheißung für die sehnde Menschheit!

Winterabend.

(Zu unserm Farbenbild S. 200 u. 201.)

Ungemein stimmungsvoll wirkt das Gemälde von A. Thiele, dessen Nachbildung in wohlgefunenem Farbandruck wir unsern Lesern vorlegen, auf jeden Beschauer. Die Sonne will zur Rüste gehen, ihr letzter Schimmer erglänzt, die ganze Landschaft gleichsam verklärend, doch schon bald wird er der Dunkelheit weichen müssen. Im Vordergrund sehen wir ein Rudel vom Hunger getriebener Heide ahn; hinten breitet sich friedlich ein Landstädtchen mit seinen Wohnstätten auf dem Gipfel einer allmählich ansteigenden Bodenerhebung aus. Auf der verschneiten Landstraße, die sich zwischen den mit einer tiefen weißen Hülle zugedeckten Feldern dahinzieht, rollt ein Fuhrwerk dahin, dem Orte zu. Seine Insassen sind sicherlich froh, ihr Ziel bald erreicht zu haben, um sich in behaglich durchwärmter Stube von den Strapazen der Reise erholen zu können.

Schattenspiel.

(Bild S. 216 u. 217.)

Schattenspiel an der Wand ist den Kindern immer willkommen, sei es, daß es mittels der Zauberlaterne oder Laterna magica hervorgebracht wird, oder daß man es hinter einer ausgespannten weißen Fläche, auf die von rückwärts das Licht fällt, mit ausgeschnittenen Figuren zuwege bringt. Selbst wenn man es bloß mit den Händen macht und durch entsprechende Stellung der Finger allerlei Gestalten auf der Wand erscheinen läßt, sehen die Kleinen mit Vergnügen zu. Auf unserm hübschen Bilde wird das

Schattenspiel durch eine Zauberlaterne erzeugt, und das kleine Mädchen läßt ihren vierfüßigen Freund und Spielkameraden von ihrem Schoße aus gleichfalls die Vorführung mit ansehen. Gerade zieht auf der weißen Fläche eine Kage vorüber, die voll Mordbegier zwei vor ihr flüchtende Mäuse verfolgt. Die Kleine freut sich ganz unbändig darüber, daß der Hund das Schattenspiel für Wirklichkeit nimmt — sie ahnt noch nicht, daß das den Menschen mitunter gerade so geht.

Weihnachtsgruß.

Weihnacht! Wie ein Gruß aus alten Tagen
Tönt das liebe Wort an unser Ohr;
Zaubert eine Welt vertrauter Sagen,
Eine Welt von Poesie hervor.

Wie verklärt sehn wir beim Lichterglanze
Unsre Kindheit wieder auferstehn,
Glauben uns im frohen Ringeltanze
Unter Kindern, selbst ein Kind, zu sehn.

Und die wunderreichen Lichtgestalten,
Christkind, Ruprecht und der heil'ge Klaus
Bauen aus des Vorhangs weichen Falten
Uns wie einst ein stattlich Märchenhaus.

Weihnacht! Einst und Jetzt reicht sich die Hände
Untern buntgeputzten Tannenbaum,
„Heil'ge Nacht“ tönt's wieder durch die Wände,
Und wir träumen sel'gen Kindertraum.

Weihnacht! Sei gegrüßt, du Fest der Feste,
Sei gegrüßt in der Erinnerung;
Wir sind heut' wie damals deine Gäste,
Denn die Liebe macht uns alle jung!

Karina.

Die Arbeiterhäuser in Ostheim-Leipzig.

Ein Kapitel aus der Geschichte der Wohnungsnot.

Von

Gertrud Eriepel.

(Bilder S. 212.)

In die Großstädte, zumal in Berlin, hat sich ein drohendes Gespenst eingeschlichen, das Gespenst der Wohnungsnot. Trozdem die Gerüste nicht von den Straßen verschwinden, Mietskasernen und Mietspaläste wie die Pilze aus der Erde schießen, nistet es sich immer fester ein, streckt es seine Arme immer gieriger aus. Freilich nicht nach denen, die beim Suchen einer Wohnung nur darauf zu achten haben, ob sie ihnen gefällt und ihren Zwecken entspricht. Die Opfer jenes grauen Gespenstes sind die „kleinen Leute“, vor allem der Arbeiterstand, die sich nach der Decke strecken, vielmehr zusammenkrümmen müssen. Der Ansturm auf die städtischen Asyls zur Zeit der Quartalswechsel entrollt ein trübseliges Bild von dem Elend der Heim- und Obdachlosen im Gewirr der Großstadt.

Allenthalben beginnt es sich zu regen, um diesen haltlosen Zuständen ein Ende zu machen. In Wien, Hamburg, München, Frankfurt a. M., Düsseldorf, Leipzig, Charlottenburg, Stuttgart, neuerdings auch in Berlin, wird von den Vätern der Stadt die Wohnungsfrage ventiliert, einzelne der genannten Orte sind sogar schon zu praktischen Versuchen fortgeschritten. Der unheilvolle Einfluß der Wohnungsnot auf das private und soziale Leben tritt mit erschreckender Deutlichkeit zu Tage, das Ueberhandnehmen des Schlafstellenwesens, des Abvermietens bei ohnehin beschränktem Raum zeitigt die traurigsten Folgen; schleunige Abhilfe ist also dringend geboten.

Während nun die Köpfe sich noch über das Wie dieser Abhilfe erheben, mag es nicht uninteressant sein, von einer Schöpfung zu hören, die, wenn auch auf privatem Wege und in kleinerem Kreise, das Problem gesunder und billiger Arbeiterwohnungen aufs gründlichste gelöst hat. Oestlich von Leipzig, etwa zwanzig bis dreißig Minuten von der eigentlichen Stadt entfernt, liegt eine Kolonie freundlicher, dreistöckiger Häuser, deren Mitte eine breite, mit Alazien bepflanzte Straße durchschneidet. Das ist Ostheim, die Gründung des Vereins Ostheim-Leipzig.

Als vor ungefähr zwei Jahren die Wohnungsfrage auch in Leipzig eine brennende war, reiste in dem Herzen einer Frau der Plan, praktisch und gemüthlich ausgestattete Familienhäuser in gesunder Gegend zu erbauen und sie zu einem Mietspreis an bedürftige Familien abzugeben, wie ihn die Großstadt sonst nicht bieten kann. Diese Frau war Therese Kossbach, und mit unendlicher Mühe, mit Ueberredungskunst und Begeisterung gelang es ihr, unterstützt von ihrem Gatten, dem Baurat Kossbach, die nötigen Gelder zusammenzubringen und einen Verein mit den dreißig und dreißig Kapitalspendern zu gründen, der am 26. Juni 1898 ins Leben trat und die Rechte einer juristischen Person erhielt. Schon am 14. Juli desselben Jahres konnte auf dem erworbenen, nach jeder Rücksicht hin günstigen Bauplatz der Grundstein zu den ersten drei Doppelhäusern gelegt und im folgenden April dies Trio von 56 Familien bezogen werden. Jetzt stehen an der Ostheimstraße bereits zwölf Häuser, in denen insgesamt 192 Familien haften. Geplant sind aus dem 31 870 Quadratmeter großen, 510 Meter langen und 76 Meter breiten Areal 20 Doppelhäuser, die in ihrer Bauart so eingerichtet sind, daß sie sich in Wohnungen von einem bis zu vier Räumen zerlegen lassen, je nach Wunsch und Bedarf der Mieter. In der Mitte ist jedes solche Doppelhaus durch eine Brandmauer in zwei Hälften geteilt, hat zwei Treppenaufgänge und zu-

sammen 16 Normalwohnungen, von denen acht haben, acht drüben und immer zwei an einem Treppenturm liegen. Die einzelne Wohnung enthält zwei Zimmer, Kammer und Küche, letztere mit Speisefrank mit direkter Luftzufuhr, einem rheinischen Sparherd, Ausguß und Wasserleitung versehen.

Obgleich nach demselben Prinzip und in gleichen Größenverhältnissen erbaut, machen die Häuser von außen her doch einen völlig verschiedenen Eindruck, da in Verzierung und Verputzung wohltuende Abwechslung herrscht und jedem Hause der Charakter der Eigenart gewahrt wurde. Tritt man in das Innere ein, so findet man auch da alles behaglich, freundlich, fast komfortabel; Treppen- und Zimmerwände mit Leinwand gestrichen und verschiedenartig schabloniert, die Fußböden mit Täfelung aus Fichtenholz, die Treppen massiv Eiche. Geräumige Balkons an der Vorder- und Rückseite der Häuser gewähren den Ostheimbewohnern einen lustigen Sommeritz, den sie nach Feierabend fleißig benutzen, über Tag aber auch den wirtschaftlichen Anforderungen dienstbar machen. Da die Erfahrung gelehrt hat, daß sämtliche Mieter ihrem Gartenballon den Vorzug gaben, so wurde beim Bau der letzten Häuser von den Straßenbalkons Abstand genommen.

Angrenzend an den breiten gepflasterten Hof, ziehen sich in gleicher Linie mit der Häuserflucht eine Anzahl üppig blühender Gärten hin, die von den einzelnen Mietern gegen eine Gebühr von zehn Pfennigen für die Woche gepachtet und mit zärtlicher Sorgfalt bepflanzt und gepflegt werden. Das Obstbäumchen in jedem Garten, Apfel, Birne oder Pflaume, ist ein Geschenk des Vereins; im übrigen können die Besitzer ganz nach Laune und Neigung darin schalten, Blumenrabatten, Gemüsebeete und Lauben zusammenzimmern oder zum Entzücken der Kinder Hühner- und Kaninchenställe aufbauen.

In den beiden Höfen herrscht immer fröhliches Leben, denn wo sich 2000 Kinder miteinander tummeln — und so viel beherbergen die Ostheimhäuser —, da ist gewiß ein munteres Treiben. Und die Kleinen sind gern gesehene Gäste hier, ja sie sind Bedingung, um eine Wohnung zu erhalten. Familien unter vier Kindern sind von der Aufnahme ausgeschlossen, ebenso Bewerber mit einem Gehalt von mehr als 1500 Mark. Das mag im ersten Augenblick befremden, ist aber dennoch human gedacht, denn Kinder sind den Wirten gewöhnlich ein Stein des Anstoßes, und Familien, die, mit sechs oder gar sieben solcher Unruhgeister gesegnet, ein Unterkommen suchen, haben einen gar schweren Stand. Für sie ist die Kolonie Ostheim ein Zufluchtsort, dem sie mit vollen Segeln zufliegen. Auch andere Lebenslämpfer öffnen sie sich bereitwillig: städtischen Almosenempfängern, Witwen und geschiedenen Frauen mit Kindern, denen die Sorge das farge Mahl wärmt; Bessergestellte aber heißt sie weiterziehen, um den Platz Bedürftigeren freizuhalten.

Abvermieten und das Vergeben von Schlafstellen ist den Mietern nicht gestattet. Sie müssen sich ferner verpflichten, ihren Mietzins pünktlich zu zahlen, und wöchentlich ist eine Spareinlage von 30 Pfennigen abzugeben, die der Verein nach Höhe des jeweiligen Bankzinsfußes verzinst und beim Bezug des Mieters für etwa noch rückständige Miete einbehalten darf. Doch kommt dieser Fall selten vor, da in den Ostheimhäusern die Miete von den Vereinsdamen jede Woche persönlich einkassiert wird. Neben dem praktischen Vorteil dieser Einrichtung bietet sie aber auch einen mindestens ebenso hoch anzuschlagenden ideellen Nutzen. Durch die regelmäßig wiederkehrenden Besuche der Vereinsdamen wird ein freundlich-herzliches Verhältnis zwischen diesen und den einzelnen Familien angebaut. Sie lernen die Freuden und Leiden des Hausstandes kennen, haben Gelegenheit, hier Rat und Hilfe, dort eine leise Mahnung zu erteilen und besonders Bedürftige an eine der vielen Wohlfahrtseinrichtungen der Stadt zu verweisen. Auch Ordnung und Sauberkeit werden durch die ständige Kontrolle gehoben — kurz, der Segen des persönlichen Verkehrs ist unverkennbar.

Um einen Zug fröhlicher Gemeinsamkeit in das Leben der Ostheimbewohner zu bringen, hat der Verein verschiedene Gründungen für groß und klein geschaffen. Da ist vor allem eine schöne geräumige Turnhalle mit allen möglichen Geräten, an denen Erwachsene und Kinder unter Anleitung eines Lehrers einem gesunden Leibesport huldigen, in der aber auch Versammlungen, Vortragsabende und die allgemeine Weihnachtsfeier stattfinden. Da sind ferner ein wohleingerichteter Knaben- und ein Mädchenhort, um die Kinder schon früh praktisch zu üben in leichteren Handfertigkeiten, wie Schnitzen, Tischlern, Papparbeiten und so weiter, die Mädchen aber in einfachen Näh- und Handarbeiten zu unterweisen, wie sie der elterlichen Haushalt mit sich bringt. Im Sommer bietet ein Spiel- und Turnplatz am Ende der Ostheimstraße reichlich Gelegenheit zum Austummeln der jungen Kräfte, der wohlgepflegte Schulgarten aber eine Quelle immer wiederkehrender Freuden an dem Pflanzen und Pflegen von Gemüsen, Beerenobst und so weiter. Eine Bibliothek, die Erwachsenen gegen drei Pfennige, Kindern gegen zwei Pfennige wöchentliche Leihgebühr zur Verfügung steht, umfaßt schon beinahe 400 Bände, die über 1060mal ausgeliehen wurden; wohl der beste Beweis für das rege Geistesleben, das in der kleinen Kolonie daheim ist.

Um ihr auch in praktischer und sanitärer Hinsicht so viel als möglich zu bieten, ist jedes Haus mit ein oder zwei Waschlücken und Trockenböden versehen, die gegen vorherige Anmeldung und eine geringe Bezahlung von den Familien nach Bedarf benutzt werden können. Ebenso sind zwei große Baderäume mit Wanne, Heiz- und Duschvorrichtung vorhanden, die jedem für die Dauer einer Stunde unentgeltlich zur Verfügung stehen, sofern er sie mit eigener Kohle heizt und selbst reinigt; sonst ist der betreffende Hausmannsrau eine kleine Entschädigung für Material und Arbeit zu zahlen. Wie gern diese Einrichtung benutzt wird, zeigt die Besuchsziffer des

vergangenen Jahres, die von 3205 verabreichten Bädern berichtet.

Um den Mietern in Ostheim die Einkäufe der täglichen Wirtschaftsbedürfnisse zu erleichtern, hat der Verein Bäder errichten lassen, die an Kaufmann, Fleischer, Bäcker und Holz- und Kohlenhändler vermietet wurden. Sämtliche Lieferanten sind angewiesen, nur beste Ware zu führen und — da die Mieten sehr niedrig gehalten sind — ihren Kunden entsprechenden Rabatt zu gewähren. Destillen und Schnapsauschank werden nicht geduldet, wohl aber der Verkauf von Flaschenbier, damit die müde und durstig Heimkehrenden sich durch einen kräftigen Trunk stärken können. Ein Verwalter sorgt dafür, daß alle Bestimmungen des Vereins innegehalten werden, daß Zucht und Ordnung herrschen und der Frieden der kleinen Ansiedlung nicht gestört wird. Sein Amt ist nicht leicht, seine Arbeitslast groß. Aber er ist ein Mann, der in Strenge und Güte Maß zu halten und seinen Einfluß auch auf das Zusammenleben der Familien geltend zu machen weiß, so daß alle seinen Anordnungen willig Folge leisten. Gemütlich zusammen verplauderte und verspielte Sonntagnachmittage auf dem Turnplatz, gemeinsam veranstaltete

Feste mit Gesang und Tanz und bengalischer Beleuchtung, bei denen der Jubel von groß und klein kein Ende nehmen will, zeugen von dem guten Geist, den er in seinen Schutzbefohlenen zu wecken und zu pflegen weiß.

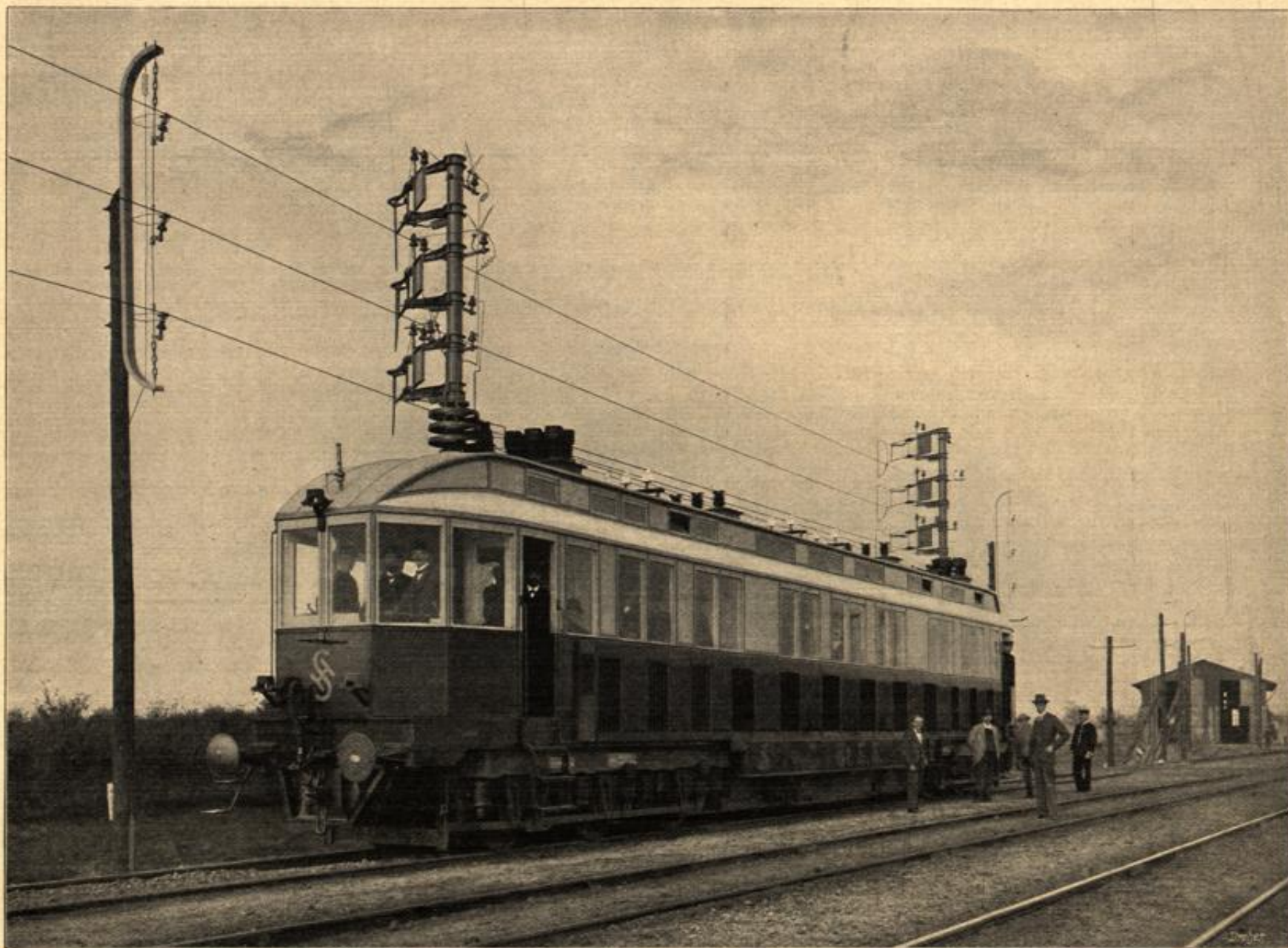
Die verschiedensten Erwerbe und Berufe sind unter den Ostheimbewohnern zu finden; Buchbinder, Schuhmacher und Schneider, Bahn- und Postbeamte, Schulze und Markthelfer, Kaufmannsgehilfen und Kellner, Handarbeiter aller Branchen, Bureaudiener und Comptoiristen — kurz ein buntes Gemisch fleißiger und strebsamer Menschen strömt dort zusammen. Lange vor den feststehenden Terminen sind die Wohnungen schon vergriffen, und sobald der erste Ziegel zu einem neuen Hause eingelegt wird, laufen die Bewerbungen um Aufnahme von allen Seiten ein. Für alle Wohnungen in Ostheim besteht eine feste Mietsnorm. So kosten zwei Stuben, Kammer, Küche und Zubehör jährlich 208 Mark; eine Stube, Kammer, Küche und Zubehör 156 Mark; eine Stube, zwei Kammern, Küche und so weiter, oder zwei Stuben ohne Küche, aber mit Ausguß und Kochvorrichtung 104 Mark. Eine Stube 52 Mark.

Außer den schon erwähnten Wohlfahrtsseinrichtungen

beabsichtigt der Verein in Ostheim noch eine Säuglingskrippe, Kindergarten und Gartenbauschule einzuführen. Denn das rege Interesse, das die Bewohner an den schon bestehenden Schöpfungen bekunden, die lebhafteste Ausnutzung der gebotenen Vorteile macht die Hände der Vereinsmitglieder und ihrer Freunde immer wieder willig zum Geben, die Herzen immer von neuem bereit zu liebevollem Sorgen und fröhlichem Pläneschmieden.

Elektrischer Schnellbahnwagen.

Deutschlands Verdienst ist es, auf einem Gebiete der Technik zum erstenmal systematisch durch umfassende, opferreichende Versuche vorzugehen, das berufen erscheint, die ganze fernere Zukunft unsers Reiseverkehrs umzugestalten. Es handelt sich um die Versuchsfahrten der „Studiengesellschaft für elektrische Schnellbahnen“, die diese unter Mitwirkung der Staatseisenbahn-Verwaltung mit eigens erbauten Versuchswagen auf der 23 Kilometer langen Militärbahnstrecke zwischen Berlin und Jossen



Elektrischer Schnellbahnwagen.

veranstaltet. Ein solcher Wagen — wir bringen die Abbildung des von Siemens & Halske A.-G. erbauten — sieht äußerlich unsern großen D-Zugwagen vollkommen ähnlich. Der 22 Meter lange Wagenkasten, der 50 Personen faßt, ruht auf zwei dreieckigen Drehgestellen, deren Räder einen Durchmesser von 1250 Millimeter haben. Das Gewicht des gesamten Fahrzeuges beträgt infolge der notwendigen Anbringung von Motoren, Anlassern, Widerständen und Leitungen 95 000 Kilogramm. Die Zuleitung des Arbeitsstromes geschieht, wie auf dem Bilde zu ersehen, durch eine aus drei Drähten bestehende Hartkupferleitung. Als Stromart, die sich allein für die in Betracht kommenden Entfernungen eignete, wurde Drehstrom gewählt. Derselbe hat eine Spannung von etwa 10 000 Volt. Unter diesen Umständen mußte die technische und sicherheitliche Ausführung der Leitung mit besonderer Sorgfalt unternommen werden. Diese ist eine seitliche Leitung, gestützt auf hölzerne Stangen in einer Entfernung von je 35 Meter. Die drei Drähte liegen senkrecht übereinander und haben einen gegenseitigen Abstand von einem Meter. Sie sind doppelt isoliert.

Für die Konstruktion des Fahrzeuges selber wurde eine Geschwindigkeit von 200 Kilometer in der Stunde angenommen. Das ist eine Geschwindigkeit doppelt so groß als die unserer seitherigen schnellsten Schnellzüge; von ihr uns jetzt schon eine faßbare Vorstellung zu machen,

fehlt jeder Anhalt. Nun muß es aber ausdrücklich betont werden, daß es nicht im Sinne der Erbauer liegt, diese Geschwindigkeit auch in der That bis auf den letzten Kilometer zu erreichen; es handelt sich vielmehr lediglich darum, durch die Versuchsfahrten mit den sozusagen vorläufig einmal ins Blinde gebauten Fahrzeugen Grundlagen und Anhalte für den weiteren Bau solcher Schnellbahnwagen und Schnellbahnstrecken zu finden. Jeder sich herausstellende Fehler ist als Lehre zu betrachten, und in diesem Sinne ist es eigentlich der schönste Erfolg der Studiengesellschaft, möglichst viele Fehler zu finden. Sind doch für solche Geschwindigkeiten alle unsere seitherigen Erfahrungen in Bezug auf Lager- und Bremsreibungen und so weiter unbrauchbar. Dasselbe gilt für die Bestimmung des sich ergebenden Fahrtwiderstandes. Dieser liegt zum größten Teil im Luftwiderstand. Um für die Stirnflächen des Wagens eine möglichst günstige Form zu finden, hat die Firma Siemens & Halske interessante Versuche mit mannigfaltig gestalteten Windflügeln gemacht. Als zweckmäßig stellte sich eine parabolische Zuspitzung des Wagenkastens heraus, wie sie auf dem Bilde zu erkennen ist. Die Leistung der Motoren, die zur Ueberwindung des vollen Fahrtwiderstandes nötig ist, dürfte 1000 Pferdestärken betragen, während zum möglichst raschen Anziehen die dreifache Leistung gebraucht wird. Demnach wurde den Motoren eine Gesamtleistung von 3000 Pferdestärken gegeben.

Es sind im ganzen vier Motoren auf dem Wagen das heißt unter dem Fußboden angebracht, und zwar auf jedem Drehgestell zwei. Sie sind direkt auf die beiden äußeren Achsen des Drehgestelles montiert, während die mittlere Achse frei bleibt. Damit nun diese Laufachse nicht auf Kosten der andern, der Treibachsen, im Bezug auf Gewicht zu gut wegliegt, hat man ihre Tragfedern in dem Maße stärker gemacht als die der andern, so daß ein Gewichtsausgleich eintritt. Bei Konstruktion der Drehstrommotoren selber war einer der Hauptgesichtspunkte die Möglichkeit einer genügenden Kühlung. Die Motoren sitzen übrigens ohne weitere Zahnradzwischenhaltung direkt mit ihrem rotierenden Teil auf der Wagenachse, die so zugleich die Motornelle bildet. Da der Strom den Motoren nicht mit der hohen Leitungsspannung zugeführt werden kann, so war die Zwischenschaltung von Transformatoren nötig, die ebenfalls auf dem Wagen unterzubringen waren. Die Anlasser, das sind die nacheinander auszufaltenden Widerstände, die ein allmähliches Wachsen oder Abnehmen der Kraft ermöglichen, sind im Gegenfahrschaltwerk als Metallanlasser konstruiert, und zwar mit 20 Schaltstufen. Diese metallischen Widerstände, bestehend aus Kruppinbändern, sind unter den Fenstern an den Seitenwänden des Wagens untergebracht und durch ein Schutzblech verkleidet. Dies Blech besitzt jalouse-artige Öffnungen, durch welche dem Wind einzutreten



Heilige Nacht. Nach dem Gemälde von Ernst Zimmermann.

gestattet wird zum Zweck der Abkühlung der sich erhehenden Widerstände. Diese Jalousieschlitze sind wiederum auf dem Bilde deutlich zu sehen. Zur Ein- und Ausschaltung der Widerstände dienen sechs Anlasserwalzen, die durch Luftdruck betrieben werden, um den Wagenführer vor jeder Kraftanstrengung zu bewahren. Er braucht nur entsprechende Hähne zu drehen, so besorgt die Druckluft vermittels zweier Zylinder mit Kolben die mechanische Arbeit. Die Druckluft wird erzeugt durch eine elektrisch betriebene Luftpumpe. Sie dient zugleich als Bremskraft, da in jedem Drehgestell zwei Westinghouse-Luftdruckbremsen untergebracht sind. Außerdem läßt noch eine Spindelbremse ein Bremsen mit der Hand zu. Die Führerstände, von welchen aus alle diese Manipulationen vorgenommen werden, befinden sich an beiden Kopfenden des Wagens in einem Glasverschlag, so daß ohne weiteres nach beiden Richtungen gefahren werden kann.

Es bleibt nun noch übrig, einige Worte über die Konstruktion der Stromabnehmer zu sagen. Diese sind als Schleifbügel ausgebildet, wie man es auch bei vielen ausgeführten Straßenbahnen sehen kann. Nur machte in unserm Falle die Berücksichtigung der ungeheuren Geschwindigkeit einige kleine Abweichungen nötig. So sieht man zum Beispiel an dem vom Leitungsdraht abgekehrten Ende der Bügel Windflügel angebracht, welche dem auf den Bügel drückenden und ihn von der Leitung entfernden Winddrucke das Gleichgewicht halten sollen.

Die Schleifbügel sind senkrecht übereinander an zwei mastartigen Ständern drehbar befestigt, welche in der Nähe der Drehzapfen der Drehgestelle aus dem Dach hervorstehen. Sie werden durch Federkraft an die Leitung gedrückt. Die Blißableiter sind von der üblichen Hörnerkonstruktion.

In dem Bau dieser Wagen ist eine solche Menge von neugefundenen Arbeit niedergelegt, daß den Versuchen die vorzüglichsten Ergebnisse zu wünschen sind zum Ruhme der deutschen Technik!

Hans Herwig.

Der Mord in der Villa Hobalt.

Kriminalroman

von

Friedrich Thieme.

15.

Das Geheimnis des Kapitän Morelly ist uns offenbar," flüsterte Gering dem Rechtsanwalt triumphierend zu. "Das beste wäre wohl, über ihn herzufallen, ihn im Schlafe zu überwältigen und dingfest zu machen."

"Allerdings," antwortete Lorenz mit gedämpfter Stimme, "obgleich es mir widerstrebt, mich an einem Schlafenden zu vergreifen."

"Herr Doktor, diesem Schurken gegenüber sind solche zartflühenden Rücksichten nicht am Platze."

Der junge Anwalt überließ sich einem kurzen Nachsinnen.

"Sie haben recht," lautete seine Rückäußerung. "Wenn wir uns des Kapitäns bemächtigen, ist aber unsre Mission erst halb erfüllt. Morelly ist nicht der Mörder."

"Nicht der Mörder?"

"Nein, nur sein Helfershelfer und Agent — möglicherweise hat er auch den Mord ausgeführt, aber nur im Dienst eines andern, Mächtigeren, der ihn bezahlt. Der abgefeimte Verbrecher wird sicherlich seinen Hintermann nicht verraten, beide haben wahrscheinlich ihre Vereinbarungen für einen solchen Fall längst getroffen, und Morelly verläßt sich darauf, daß man ihm ohne ein Geständnis von seiner Seite nicht viel anhaben kann. Wir müssen unser gegenwärtiges Wissen ausnützen, diesen Complicen erst kennen zu lernen, bevor wir den Kapitän unschädlich machen."

"Es dürfte gefährlich sein, uns die sichere Gelegenheit entgehen zu lassen."

"Warum? Morelly hat keine Ahnung davon, daß er entdeckt ist, der Wirt ist treu. Wir kennen jetzt sein Geheimnis, kennen seinen Schlupfwinkel. Einen einzigen Tag dürfen wir ohne Gefahr warten. Während dieses Tages folgen Sie ihm auf Schritt und Tritt, beschatten ihn, wie der terminus technicus lautet. Ich bin gewiß, daß die Verbrecher jetzt, wo sie vor der Alternative stehen, ihr Spiel zu verlieren oder das Neueste zu wagen, keinen Tag ohne eine Zusammenkunft vergehen lassen, um über neue Ratschläge zu beraten und die Wirkung der früheren zu begutachten. Wo und wie das geschieht, müssen wir erfahren; Sie müssen auskundschaften, mit wem Morelly verkehrt, wer der geheimnisvolle Hintermann ist, in dessen Auftrag er handelt. Denn stünde er allein, so wäre er längst gestochen, große Versprechungen binden ihn trotz aller Gefahr, die er läuft, an den Schauplatz der furchterlichen That und an seine Funktionen. Entgehen kann er uns trotz alledem nicht, Sie lassen ihn keinen Moment aus den Augen, und veranlassen, falls sein Verhalten die Notwendigkeit hierzu nahelegt, seine unverzügliche Festnahme."

Der Detektiv unterzog den Plan des Juristen einer längeren inneren Betrachtung, bevor er sich entschied.

Endlich erklärte er, das Unternehmen sei ganz nach seinem Geschmack. "Wenn Sie die Verantwortung dafür übernehmen wollen —"

"Ich übernehme sie. Ohne die Kenntnis des wahren Schuldigen nützt uns die Ergreifung Morellys so gut wie nichts — sie würde diesem nur zur Warnung reichen und ihn vielleicht veranlassen, sich rechtzeitig zu retten. Bedenken Sie, die Ehre und das Leben meines Schwagers stehen auf dem Spiel — er ist auch dann noch ein zeitweilig gebrochener und ruiniertes Mann, wenn die Untersuchung gegen ihn bloß eingestellt wird, weil seine Schuld nicht voll nachzuweisen ist. Ich brauche den klaren Beweis seiner Unschuld, nur auf die von mir vorgeschlagene Weise vermögen wir uns ihn zu verschaffen."

"Gut also, ich unterziehe mich der Aufgabe und hoffe, sie mit Erfolg zu Ende zu bringen. Ich bedarf keiner Vorbereitungen, was ich brauche, enthält dieses Paket. Die Decken und das andre herge ich einstweilen im Schrank hier. Gehen Sie nach Hause, Herr Doktor, ich bleibe hier, um einige Stunden zu schlafen und vom ersten Augenblick an zur Stelle zu sein. Ich will seiner Fährte folgen wie ein Spürhund, ohne daß er die geringste Ahnung davon hegt."

Lorenz zog seinen Ueberzieher an und reichte dem pflichttreuen Beamten die Hand.

"Stellen Sie sich sofort bei mir ein, sobald Sie etwas Bemerkenswertes entdeckt haben."

"Ohne Sorge, ich werde mich einklinken."

Der junge Mann schlich sich leise die Treppe hinab. Es erschien ihm unbedenklicher, das Haus jetzt zu verlassen als am andern Morgen. Sobald er nur aus der Thür war, konnten seine Bewegungen nicht mehr auffallen, denn unten in der Gaststube waren noch Gäste anwesend, und das Geräusch von Fußtritten brachte keine auffällige Wirkung hervor. Lorenz war sich wohl der Gewagtheit des Schrittes bewußt, zu dem er sich in Bezug auf Morelly entschlossen, aber seine Gründe erschienen ihm als einschneidend genug, um sein Vorhaben dem Staatsanwalt gegenüber zu vertreten.

Die Aufgabe, welche er dem Detektiv zurückgelassen, war keine leichte. Gering sollte seinem Opfer auf Schritt und Tritt nachgehen, ohne von diesem bemerkt zu werden, "es beschatten", wie man es nennt. Wenn der zu Beschattende ein Mensch ohne Arg und Verdacht ist, so läßt sich dieses Geschäft noch eher durchführen. Kapitän Morelly gehörte indessen wohl kaum zu den harmlosen Naturen; man mußte sich von seiner Seite des ausgeprägtesten Mißtrauens und der weitestgehenden Vorsicht versehen — Hindernisse, deren Ueberwindung eine seltene Gewandtheit und Erfahrung voraussetzt.

Moriz Gering schreckte nicht einen Augenblick vor dem Unternehmen zurück.

Er kannte sich zu gut — es war nicht das erste Mal, daß er sich in der Kunst des "Beschattens" versuchte. Nur bei einem Menschen würde ihn seine Kunst im Stich gelassen haben: bei einem zweiten Moriz Gering, und der sollte erst noch geboren werden.

Raum drei Stunden leichten Schlummers reichten hin, den Detektiv für seinen anstrengenden Tagesberuf zu stärken. Unausgeschlafen hatte er auf dem in der Stube stehenden alten Sofa geschlafen, nun stand er leise auf, horchte aufmerksam an der Thür des Nachbarn und nickte befriedigt, als er die Atemzüge des Schlafenden vernahm. Behutsam machte er Toilette, trank ein Glas Wasser und verzehrte die Ueberreste des gestern Abend vom Wirt servierten Abendbrotes. Dann steckte er einen kleinen, länglichen, mit schwarzem Glanzleder überzogenen Kasten, den er seinem Bündel entnahm, in die Tasche, verbarge das letztere in dem im Zimmer befindlichen Schrank und war nun bereit, seine Aktion zu beginnen. Um die Zeit bis zum Antritt seiner Thätigkeit zu verkürzen, trat er an das Fenster, zündete sich eine Zigarre an und blickte hinaus auf die Straße.

Der Polizeibeamte mußte lange warten. Morelly war entweder kein Frühaufsteher, oder die Geschäfte, welche er sich für diesen Tag vorgenommen, drängten nicht. Erst gegen neun Uhr stand er auf, und die erste Stunde war nicht mehr weit von ihrer Vollendung, als er endlich sein Zimmer verließ. Durch das Schlüsselloch der Ausgangstür belugte ihn der Detektiv, er trug denselben Anzug wie gewöhnlich, die Pelzmütze, die blaue Brille. Sobald es unbemerkt geschehen konnte, trippelte Gering hinter ihm her. Seine Verkleidung als schlichter Handelsmann setzte ihn vorzüglich zur Lösung seiner Aufgabe in den Stand. Die Entfernung zwischen sich und seinem Opfer bemah er so groß, daß er ihn eben noch im Gesicht behielt; war der Verkehr in einer Straße sehr stark, so kam er ihm näher, wanderten sie durch eine stillere Straße, vergrößerte er den Abstand.

An der Haltestelle Vöbtauer Straße bestieg Morelly die Elektrische; Gering, in der menschenfüllten Straße ihm dicht auf den Fersen, erriet seine Absicht, als er ihn auf dem Halteplatz stehen bleiben sah; unauffällig

menge er sich zwischen die dort versammelten Fahrgästen und bestieg ebenfalls den dicht gefüllten Wagen. Morelly hatte vor ihm im Innern einen Sitz eingenommen, der Detektiv blieb trotz der unfreundlichen Witterung auf dem Perron stehen. Der Februartag war nicht gerade kalt, aber feucht und neblig. Der Beamte war im Besitz einer Abonnementskarte, so daß er sich um das Ziel nicht zu kümmern brauchte.

Auf dem Postplatz verließ der Kapitän den Wagen, es war dies die Endstation, und sämtliche Passagiere stiegen aus. So konnte es niemand befremden, daß Gering das gleiche that. Wie sich nach einer andern Fahrgelegenheit umschauend, blieb er stehen, seinen Mann immer im Auge. Zu seinem Erstaunen bemerkte er, daß dieser seine Schritte geradewegs nach dem Hauptpostamt lenkte. Der "Schatten" erriet seine Absicht, im Eilschritt drängte er sich, während Morelly den kürzeren und direkteren Weg über den Platz wählte, an der Häuserfront entlang, so daß er noch vor dem langsam schlendernden Kapitän anlangte. Die durch die Halle um die Mittagszeit wogende Menschenflut gewährte ihm Deckung genug, ja zu viel, denn sie hinderte ihn fast an der Ausführung seiner Absicht. Er wußte jedoch, wohin seine Blide wenden, und richtig, Morelly tauchte an der Ausgabelstelle für postlagernde Briefe auf. Er rief dem Beamten einige Worte zu, die dem scharfen Ohr des Spürers in dem allgemeinen Trubel entgingen, und erhielt nach wenigen Augenblicken einen Brief ausgehändigt, mit dem er sich ohne Zögern in eine Ecke zurückzog. Er erbrach das Schreiben, blickte hinein — der Inhalt konnte nur in wenigen Worten oder Zeilen bestehen, denn unverzüglich faltete er den Bogen wieder zusammen, schob ihn in das Couvert zurück, dieses in die Tasche und trottete langsam, wie ein Mensch, der mit seiner Zeit nichts anzufangen weiß, hinaus.

Offenbar sah er sich nach einem geeigneten Speisehaue um. Er wanderte, bald hier, bald da vor einem Schaufenster stehen bleibend und die Auslagen betrachtend, in aller Ruhe nach dem Pirnaischen Platz, wo er in einem elegant aussehenden Restaurant verschwand. Ohne zu zögern betrat Gering, den Morelly ja bis zu diesem Moment noch keines Blickes gewürdigt hatte, dasselbe Restaurant, nur nahm er seinen Platz gleich im Vorzimmer, während der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit den Hauptsaal bevorzugte. Dort setzte dieser sich so an einen Esstisch, daß er den übrigen Gästen den Rücken wandte und nur die Wand vor sich sah; der Sicherheit halber ergriff er noch eine Zeitung, auf die er sein Gesicht tief herabsenkte.

"Der Schurke fühlt sich offenbar ganz sicher, aber er läßt doch keine gebotene Vorsicht außer acht," brummte der Detektiv, indem er die Gelegenheit mit Freuden ergriff, sich ein bißchen zu erwärmen und seinem Magen etwas Substantielles zuzuführen. Auch er beugte sich, nachdem er gegessen, tief über eine große Zeitung, doch hatte er seinen Platz so gewählt, daß er den Ausgang leicht zu überwachen im Stande war.

Länger als eine Stunde saß der Kapitän, bevor er sich von neuem auf den Weg machte. Wieder bediente er sich des bequemen Transportmittels der Straßenbahn. Sein Schatten begleitete ihn auf dem Perron. Das Ziel des Kapitäns war der Große Garten. In der Lennestraße stieg Morelly aus, anscheinend ziellos bog er in die sogenannte Hertulesallee ein und blieb gedankenvoll vor einer der zwei Kolossalstatuen aus Sandstein stehen, von welchen die Allee ihren Namen erhalten hat. Einen prüfenden Blick warf er auf seine Uhr, worauf er die Statue von allen Seiten zu betrachten begann, wie jemand, der die Zeit hinbringen will.

Der Schatten that, als er jenen nach der Uhr blicken sah, dasselbe.

"Drei Uhr," sagte er zu sich selbst. "Der Bursche hat offenbar ein Stelldichein."

Dem mochte indessen doch nicht so sein. Der Kapitän schlenderte weiter, nach einem kurzen Spaziergang in den prächtigen Alleen wandte er sich rechts nach dem Palais und dem großen Teich, endlich machte er vor einem der großen Vergnügungsetablissemments Halt, anscheinend erwägend, ob er das Lokal betreten sollte oder nicht.

Nach einigem Schwanken trat er hinein, bescheiden an einem der nächsten Tische Platz nehmend. Ein Kellner stellte ein Glas Bier vor ihn hin — sollte er in der That nur eine kleine Vergnügungspartie in den Großen Garten beabsichtigt haben? Der Saal war um diese Zeit nur wenig besetzt, ohne Zögern placierte sich der Detektiv an einer durch eine Säule den Blicken seines Opfers entzogenen Tafel.

An dem Tisch, der sich demjenigen des Kapitäns zunächst befand, saß ein elegant gekleideter Herr, der durch die Gläser eines goldenen Pincenez hindurch mit augenscheinlicher Aufmerksamkeit die Illustrationen eines Journals musterte. Nach einer Weile legte der Herr, welcher das Äußere eines wohlhabenden Kaufmanns besaß und etwa fünfzig Jahre zählen konnte, das Journal beiseite, worauf eine große leberne Brieftasche,

die er einer Seitentasche entnahm, die Zeitschrift abließ. In der Manier eines vielbeschäftigten Kaufmanns begann er eifrig zu blättern, zu frikeln und zu rechnen, starrte nachdenklich bald auf den Boden, bald zur Decke, dann schob er die Tasche wie ärgerlich von sich und leerte die Tasse Kaffee, die er vor sich stehen hatte, auf einen Zug.

Der Detektiv schenkte ihm nur einen Moment flüchtiger Beachtung, erst als er den Herrn sich erheben und eilig fortgehen sah, wurde seine Aufmerksamkeit neu gefesselt, und zwar durch den Umstand, daß der Unachtsame seine Brieftasche auf dem Tisch zurückgelassen hatte.

Vermutlich würde er das Geschäftsleuten so unentbehrliche Objekt erst vermissen, wenn es zu spät war. Gering überlegte, ob er ihm nachgehen sollte, entschied sich aber rasch für völlige Passivität. Zu viel stand für ihn auf dem Spiel, er mußte jeden Schritt, der irgendwie die Blicke seines Opfers auf seine Anwesenheit richten konnte, ängstlich vermeiden. Warum war der Herr auch nicht vorsichtiger?

Doch dieser sollte auch ohne ihn wieder in den Besitz seines Eigentums gelangen. Kapitän Morelly stand hastig auf, erfaßte mit raschem Griff die Brieftasche und lief mit lautem Ruf hinter dem Verlierer drein.

Mit wenigen Sprüngen erreichte er den Herrn; der Geheimpolizist sah von weitem, wie er ihm mit einigen Worten der Erklärung die Brieftasche übergab. Der Herr schien verwundert, dankte offenbar erfreut, dann öffnete er die Tasche, nahm, wie es schien, eine Banknote heraus und reichte sie dem Kapitän, der sie hastig einsteckte. Wie erklärlich, wechselten sie dabei einige Worte, der Kaufmann schien mehrere Fragen an Morelly zu richten, die dieser beantwortete, ein an sich nicht befremdlicher Vorgang.

Der Kaufmann ging dann weiter, Morelly an seiner Seite. Unvergänglich befand sich auch Gering, der die Vorsicht gebraucht hatte, bei Empfang seines Getränks zu bezahlen, auf der Spur des Verbrechers. Ein starker Baumstamm entzog ihn den Augen der Vorangehenden. Nur etwa fünfzig Schritte von dem Establishment entfernt hielten beide, wie zufällig, an. Der Kaufmann wollte sich entfernen, Morelly zu seinem Glas Bier zurückkehren. Das Gespräch zwischen beiden dauerte jedoch noch einige Minuten fort. Sonderbar, die Unterhaltung trug durchaus nicht den Charakter der harmlosen Plauderei zweier durch einen Zufall wie den mit der Brieftasche eben erst zusammengeführten Personen! Morelly sprach hastig und zischend, es war fast, als stelle er eine ungestüme Forderung. Die Antworten des andern trugen einen beschwichtigenden Charakter. Der Detektiv stand so, daß er den fremden Herrn en face vor sich hatte, er erblickte das Mienenspiel in dessen Zügen, fixierte den Ausdruck seiner Augen, beobachtete die Bewegungen seines Mundes. Was hätte der Polizeibeamte darum gegeben, wie ein Taubstummer die Worte von den Lippen ablesen zu können! Indessen — auch so befestigte sich in ihm die Überzeugung, daß der Fremde, wenn nicht der gesuchte Hintermann selbst, doch sicher ein von ihm Abgesandter sei. Wahrscheinlich stellte ihm Morelly die Gefahr vor, in der er nun schwebte, sprach von der Notwendigkeit, sich bald aus dem Staube zu machen, beehrte den ihm versprochenen Lohn. Darauf deutete der Umstand, daß der andre nach längerem Hin- und Herreden noch einmal in seine Brieftasche griff und dem Kapitän wiederum einige Banknoten überreichte, was diesen aber noch lange nicht zufriedenzustellen schien. Endlich trennten sie sich — wie der Detektiv überzeugt war, hatte der Fremde eine weitere Zahlung zugesagt und mit dem Kapitän eine fernere Begegnung verabredet. Der Kaufmann setzte seinen Weg nach der Stadt fort, der Kapitän lehrte in das verlassene Restaurant zurück.

Gering retirierte schnell, wie er nur die Absicht Morellys erkannte. Vorher hatte er jedoch noch ein andres Manöver ausgeführt, von dem sich die davon Betroffenen nichts träumen ließen. Vorsichtig schlich er sich, eine lange Kolonnade als Deckung benutzend, so nahe heran, daß er von den beiden Männern kaum noch einige Schritte entfernt war. In einem Moment, als der Unbekannte so weit seitwärts von Morelly stand, daß er ihn in voller Gestalt vor sich erblickte, zog er an einer auf seiner Seite herabhängenden Schnur, dadurch den Momentverschluß seiner unter dem Rock verborgenen Detektiv- oder Geheimkamera auslösend, deren Objektiv er durch ein Knopfloch seines Ueberziehers gesteckt hatte. Dieser photographische Apparat war es, der in dem kleinen, mit Gängeleier überzogenen Kästchen enthalten war, das er eingesteckt hatte. Der Detektiv machte flüchtig drei Aufnahmen, zu weiteren mangelte die Gelegenheit. Höchst befriedigt trat er den Rückzug an, bei sich erwägend, ob es sich nicht empfehle, statt ferner den Spuren Morellys zu folgen, sofort den Rechtsanwalt Altner aufzusuchen. Der Kapitän war ihnen sicher genug; man konnte ja sein nächtliches Domizil. Seine Reflexionen reisten bald zum Entschluß. So

rasch als möglich strebte er der Residenz, dem Hotel des Anwalts zu.

Lorenz wunderte sich, als er ihn eintreten sah, er hatte ihn nicht so bald zurück erwartet.

„Haben Sie die Fährte verloren?“ fragte er betroffen.

„Nein, ich denke aber, ich weiß genug.“

Und der Detektiv berichtete über den Verlauf seiner Beobachtung.

Ueber das männlich schöne Antlitz des jungen Advokaten zuckte es in freudiger Bewegung.

„Sie haben doch den fremden Herrn genau angesehen? Können Sie eine ganz detaillierte Beschreibung von ihm liefern?“

„Auch das, aber ich habe noch mehr gethan.“

„Ah — Sie sind ihm nachgefolgt bis zu seinem Hause?“

„Nein, ich habe ihn“ — er zog die Bilder aus der Tasche — „photographiert.“

„Prächtig!“ jubelte Lorenz und griff hastig nach den Aufnahmen. Alle drei waren, wenn auch keine Meisterwerke und nur Negative von wenigen Centimetern im Quadrat, doch völlig deutlich und ließen die Persönlichkeit des Porträtierten vollkommen erkennen.

Kaum hatte der junge Mann einen Blick auf das erste Bild geworfen, so erblakte er; die Hand, in welcher er die Photographie hielt, vibrierte.

„Was haben Sie?“ fragte befremdet der Detektiv.

„Meine Ahnung bestätigt sich,“ murmelte Lorenz erregt. „Wissen Sie, wer das ist?“

„Wer ist es denn?“

„Der Architekt Hobalt!“

16.

Lorenz war den Tag über auch nicht müßig gewesen. Sogleich nach dem Aufstehen suchte er einen Spezialarzt für Augenheilkunde, den Doktor Laffer, auf, eine Autorität auf dem Gebiete der Ophthalmologie.

Nachdem er in das Sprechzimmer des viel in Anspruch genommenen Mannes Zutritt erlangt, teilte er ihm zunächst mit, er komme nicht, um seinen ärztlichen Rat einzuholen, sondern lediglich, ihn um eine Auskunft zu bitten, deren er für einen Rechtsfall dringend bedürfe.

Der Arzt erklärte höflich seine Bereitwilligkeit.

„Es handelt sich um die Beschaffenheit künstlicher Augen,“ eröffnete Lorenz die Reihe der ihm am Herzen liegenden Fragen. „Sind solche in der That den natürlichen so täuschend ähnlich, daß unter Umständen die Umgebung des Inhabers eines solchen Auges dadurch getäuscht wird?“

Doktor Laffer bejahte. „Selbst bei näherem Umgang wird das Vorhandensein eines künstlerisch hergestellten künstlichen Auges oft erst nach längerer Zeit wahrgenommen.“

„Wohl vor allem dann nicht, wenn der Besitzer eine blaue oder dunkle Brille trägt?“

„Die Erkennung ist dann noch mehr erschwert, in der Regel bedarf es einer solchen Brille aber gar nicht. Selbst Studenten der Medizin bemerken die Anwesenheit eines künstlichen Auges oft erst dann, wenn sie es direkt berühren.“

„Aber verleiht ein künstliches Auge dem Träger nicht einen starren Blick, der sein Gebrechen dem Betrachter verrät? Das Auge ist doch unbeweglich — erkennt man es nicht ohne Schwierigkeit an seiner Unbeweglichkeit?“

„Durchaus nicht — das künstliche Auge macht bis zu einem gewissen Grade die Bewegungen des natürlichen mit, ein Vorgang, der ganz einfach darauf beruht, daß man beim Herausnehmen des natürlichen Auges die Muskeln darin läßt; da diese noch etwas wirken können, bewegt sich das künstliche Auge auf dem Stumpf bisweilen sogar recht gut hin und her.“

„Aus welchem Material stellt man denn die natürlichsten und täuschendsten her?“

„Aus besonders präpariertem Glas.“

„Wirklich? Und mit so staunenswerthem Effekt? Und der Besitzer kann ein derartiges Auge ohne fremde Hilfe nach Belieben entfernen oder einsetzen?“

Doktor Laffer lächelte. „Er vermag das in einer Zeit von fünf Sekunden.“

„Während des Schlafes muß er das Auge wohl herausnehmen?“

„Er muß nicht, aber es ist ratsam, es zu thun.“

Rechtsanwalt Altner war damit zufriedengestellt. Dankend empfahl er sich. Die erhaltenen Auskünfte stimmten vollständig zu seinen Beobachtungen, sie bewiesen die volle Möglichkeit der von Kapitän Morelly gespielten Doppelrolle.

Selbstverständlich erzählte er seiner Schwester getreulich alle Geschichten der verflochtenen Nacht. Ingeborg war überglücklich.

„Der arme, liebe Rudolf, was hat er leiden müssen!“ rief sie mit feuchten Augen. „O, nun steht die Stunde seiner Befreiung bald bevor — soll ich ihm nicht eine Botschaft froher Hoffnung senden?“

„Gedulde dich nur noch zwei Tage, liebe Ingeborg,

dann erlösen wir ihn, dafür bürgе ich, im Triumph aus seiner Gefangenschaft. Seine Freude wird dann um so größer sein!“

Ingeborg umarmte dankerfüllt ihren Bruder.

„Gott segne dich für alles, was du an ihm gethan, mein lieber Lorenz! Ohne dich wäre er, wäre mein Glück verloren gewesen!“

„Du weißt ja, daß ich, was ich gethan, auch um meiner selbst willen that,“ lehnte der junge Mann bescheiden die Anerkennung der Schwester ab. „Ich bin Rechtsanwalt ohne Praxis — ich muß für meinen Ruf arbeiten!“

„Und das ist dir gelungen, Lorenz; ein Vorgefühl sagt mir, daß du insofern der in diesem Prozeß entwickelten Thätigkeit in wenig Wochen ein berühmter, ein gesuchter Advokat und Verteidiger sein wirst!“

Lorenz lächelte über die sanguinischen Hoffnungen des schönen Mädchens. Seine Bescheidenheit verstieg sich nicht in so hohe Sphären. Indessen befand er sich doch in gehobener Stimmung, und es bedurfte des jähren Eindruckes der Identifizierung Hobalts mit dem mutmaßlichen Hintermann des Kapitän Morelly, um die ihn belebende leise Aufregung der Freude in eine solche stürmischer Bestürzung zu verwandeln.

Ingeborg, der er sogleich von der Entdeckung Mittheilung machte, war weniger ergriffen.

„Ich traute dem Menschen von Anfang an nichts Gutes zu,“ rief sie erzürnt. „Ich fühlte gleich heraus, daß er des armen Rudolfs Feind war. Glaube mir, er ist die Seele des gegen ihn gerichteten Komplotts.“

„Ich will mich auf der Stelle zum Staatsanwalt Schubert verfügen, um seine und Morellys Verhaftung zu erlangen,“ versetzte Lorenz. „Sie begleiten mich doch, Herr Gering? Oder sind Sie zu erschöpft und begehren nach Ruhe?“

Der Detektiv lachte. „Damit hat es noch Zeit,“ äußerte er gleichmütig. „Mein Beruf hat mich abgehärtet, Herr Doktor, er hat mich zu einem wahren Indianer gemacht. Ich kann ohne besondere Unbequemlichkeit Tage und Nächte hintereinander meinen Geschäften nachgehen, erhalte ich nachher die Zeit zur Erholung, so macht es mir auch nichts aus, vierzehn Stunden hintereinander zu schlafen und diese edle Thätigkeit mehrere Tage und Nächte hindurch fortzusetzen.“

„So lassen Sie uns eilen.“

Der Staatsanwalt, schon am Vormittag durch Lorenz vom Resultat der nächtlichen Unternehmung benachrichtigt, vernahm mit erklärlicher Betroffenheit die neueste Kunde.

„Hobalt? Der Architekt, der Häuerkönig? Der angesehene, beliebte, humane Hobalt? Unmöglich!“

„So betrachten Sie doch die Photographie!“

Schubert betrachtete die Bilder mit gespannter Aufmerksamkeit. „Daß er es ist, daran kann kein Zweifel sein — aber ob er wirklich mit dieser Sache in Verbindung steht, ist eine andre Frage. Ein bloßer Zufall kann ihn in das betreffende Restaurant geführt haben — der Verlust und die Rücklieferung seiner Brieftasche erklären das Gespräch zwischen beiden zur Genüge.“

„Warum händigte er aber dem Kapitän nach einigem Hin- und Herreden noch einmal eine Summe Geldes ein?“

„Weil dieser ihn vielleicht darum anging.“

„Wäre es denn aber nicht wirklich ein sonderbarer Zufall, der gerade Morelly und Hobalt in so seltsamer Weise zusammenbrachte?“

„Gewiß — möglich ist aber alles in der Welt.“

„So halten Sie seine Verhaftung nicht für opportun?“

„Geseht, ich entschloß mich dazu, und es stellte sich die bloße Zufälligkeit des beobachteten Intermezzos heraus, so brachte ich die ganze Stadt gegen mich auf. Eine gewaltige Rase wäre das wenigste, was mir mein Vorgehen einbrächte. Und selbst, wenn Ihre Vermutung zutreffend ist — und offen gestanden, ich kann mich ihrer Richtigkeit nicht ganz verschließen —, so sind wir mit Hobalts Verhaftung keinen Schritt weiter. Morelly gesteht sicherlich nichts, und ich muß den Architekt wieder in Freiheit setzen und ihn schließlich um Entschuldigung bitten.“

Lorenz preßte erbittert die Rippen zusammen.

„Wenn uns der Mörder oder Anstifter des Mordes aber dadurch entgeht?“

„Das soll er nicht. Ich lasse auf der Stelle Morelly verhaften, vielleicht gelingt es doch, aus diesem Geständnisse herauszupressen, und bieten sie nur einige Anhaltspunkte, so ziehen wir ungefährmt die Konsequenzen daraus.“

Lorenz mußte sich damit vorderhand zufrieden geben. „So handeln Sie ohne Verzug,“ sagte er entschlossen. „Ich gehe sofort an die Arbeit, gegen Hobalt Beweismaterial zusammenzutragen. Nur er kann es gewesen sein, der das Taschentuch und die Brieftasche im Keller versteckt hat.“ Hastig griff der junge Mann nach seinem Hut.

„Wo wollen Sie hin, Herr Kollege?“

„Rück von der Richtigkeit meiner Vermutung überzeugen, Herr Staatsanwalt — morgen mittag denke



Die Ostheim-Strasse mit der Front der Arbeiterhäuser.



Turnplatz.



Wäscheplan.



Höfe und Gärten.

Die Arbeiterhäuser in Ostheim-Leipzig.

Der Experimentierkasten.

Originalzeichnungen mit Text von Joh. Bahr.



Vier Wochen vor der Weihnachtszeit
Macht sich manch wicht'ge Frage breit.
Auch Herr von Meyer und Frau Emma
Befinden sich in dem Dilemma:
„Was schenken wir nur unsern Knaben,
Die eigentlich schon alles haben?
Dort kommt der Herr Professor grad',
Vielleicht weiß der uns guten Rat.“ —



„Ein hübsches Spielzeug, das dabei
Recht amüsant und lehrreich sei?
Für Knaben dieses Alters wüßte
Ich Bestes nicht als eine Kiste
Mit chemikal'schen Apparaten
Und mit diversen Präparaten.
Auf diese Weise bringen sie
Wie spielend ein in die Chemie!“



Der Weihnachtsabend kommt heran —
Frau Emma reicht ihrem Mann
Ein wunderhübsches Exemplar
Von einem munteren Tadel dar.
Der Gatte zeigt sich sehr splendid
Durch ein Vestel aus Alsenid.
Die Jungen stürzen sich mit Hasten
Auf den Experimentierkasten.



„Ich mache einen Schwefelbaum!“
Sagt Max. „Das war schon längst mein Traum!“ —
„Ich mache Wasserstoff, denn das.“
Ruft Franz, „macht einen Heidenpaß!“



Nach der Gebrauchsanweisung Worten
Mit Kolben, Gläsern und Retorten
Hantieren sie voll Eifer jetzt.
Bis alles richtig hingeseht,
Und bis sich, wie man deutlich sieht,
Der chemische Prozeß vollzieht.



Da klingelt's, und der Onkel Klein
Tritt als St. Nikolaß herein
Und bringet heut wie alle Jahr
Die Äpfel, Kuchen, Rüsse dar.



Der Tadel denkt unterdessen,
Hier gäbe es wohl was zum Essen,
Und wirft mit seiner Nase — Bumm!
Die ganzen Apparate um.



Die Säure auf den Schwefel troff,
Der sich nun mit dem Wasserstoff
Verbindet, und aus diesem Brei
Wird Schwefelwasserstoff jetzt frei.



Der Onkel spricht zu Frau von Meyern
„Es riecht ja so nach faulen Eiern —
Es wird doch nicht —“ da, welch ein Grauß,
Die Weihnachtslichter gehen aus!



Der Vater, der zuerst gefas't,
Improvisiert voller Hast
Neu Rauchhelm, und in schnellem Lauf
Reißt er die Doppelfenster auf.



Als endlich sich der Dualem verzieht,
Ein jeder die Betscherung sieht.



Kohlradenschwarz ist — welch ein Schreck!
Das schöne Alsenidvestel.

(Schluß Seite 214).

Der Experimentierkasten. (Schluß.)



Der Tadel liegt, der arme Nicht.
Besinnungslos und rührt sich nicht.



Weshalb man ihm ein Bad bereitet,
Was denn auch von Erfolg begleitet.



Vorläufig aber in den Schrein
Schließt man den Unglückskasten ein.

ich wieder hier zu sein, vorher keinesfalls. Lassen Sie sich Morelly inzwischen nicht entgehen!"

Lorenz stürzte fort. Er rief eine Droschke an und fuhr nach dem Auskunftsbureau von Gwald und Kränzer. „Ich bedarf einer ausführlichen Auskunft über Herrn Architekt Alban Hobalt.“

„Privater oder geschäftlicher Natur?“ fragte der ihn empfangende Beamte der Firma vorsichtig. „Private Auskünfte erteilen wir nicht.“

Der Anwalt erklärte darauf, es handle sich um eine Auskunft kommerzieller Natur. Um die Frage, ob sich die Einleitung einer geschäftlichen Verbindung mit Hobalt empfehle.

„Welcher Kredit steht in Frage?“

Aufs Geratewohl bezeichnete Lorenz die Summe von fünfzigtausend Mark.

Der Bureaubeamte vertiefte sich eifrig in das Studium einiger dickleibiger Kopierbücher, er schlug mehrere Auskünfte nach, welche das Institut über die angefragte Person bereits erteilt hatte.

„Ihre Anfrage kann sofortige Erledigung finden,“ beschied er den jungen Mann. „Wie natürlich, laufen über einen Mann von Herrn Hobalts Bedeutung fortgesetzt zahlreiche Anfragen ein, so daß ich Ihnen mit einer ganz neuen Information dienen kann. Wünschen Sie dieselbe schriftlich in Empfang zu nehmen oder genügt eine mündliche Auskunft?“

„Vorläufig genügt mir mündlicher Bescheid, indessen würde es mir angenehm sein, wenn ich morgen die Information auch noch schwarz auf weiß beziehen könnte.“ Und Lorenz nannte Namen und Adresse.

Der Bureaubeamte geleitete ihn nunmehr in ein besonderes Konferenzzimmer, wo er ihm unter vier Augen die neuesten auf Hobalt bezüglichen Informationen vorlas. Es ging daraus hervor, daß Hobalt noch vor wenig Jahren ein bedeutendes, mindestens auf anberthalb Millionen zu schätzendes Vermögen besessen habe. „Seitdem aber,“ hieß es weiter, „haben sich seine Verhältnisse, so klug er auch seine finanziellen Schwierigkeiten jedermann zu verbergen weiß oder doch bisher zu verbergen gewußt hat, entschieden zu seinen Ungunsten verändert. Seine letzten Spekulationen sind zwar nicht direkt mißglückt, man sagt aber, daß er große Verluste erlitten hat; gegen zwanzig von ihm erbaute Villen stehen unverkauft und unvermietet, weil der allgemeine Verkehrsstrom wider Erwarten eine andre Richtung nahm als die von ihm berechnete. Noch gilt Hobalt nicht als zahlungsunfähig, im Gegenteil, er operiert mit Geschick und sucht seine Lage zu verdecken, aber sein Kredit hat stark gelitten, niemand kennt seine wahren Verluste, und im Verkehr mit ihm ist deshalb große Vorsicht geboten. Neuerdings scheint sein Stern wieder im Aufsteigen, weil ihm die Anwartschaft auf die Hinterlassenschaft seiner Schwester bleibt, da man zuversichtlich annimmt, daß der Testator, da er des Mordes und der Vererbung seiner Mutter so gut wie überführt ist, für erbunwürdig erklärt werden wird.“

Lorenz hörte mit Erstaunen zu. Wie alle Welt hatte er Hobalt für einen feinen Mann gehalten! Auf einmal ward ihm jetzt klar, warum die Verfolgung Rudolf Weringers nicht sofort begonnen hatte! Der Architekt war von dem Schläge, der ihn durch seine Enttarnung getroffen, fast vernichtet gewesen. Anfangs hoffte er, seinen neugefundenen Neffen, den er für einen unerfahrenen jungen Menschen hielt, der sich durch die Verwandtschaft und Compagnieschaft mit dem großen Unternehmer äußerst geehrt fühlen würde, auf seine Seite zu ziehen, ihn zu veranlassen, das ererbte Vermögen seinen Händen zu überantworten. Hätte Rudolf eingewilligt, so besaß sein Onkel an seiner Verurteilung kein Interesse mehr. Nachdem dieser sich jedoch ablehnend verhalten, gebot es der Vorteil des Onkels, den Neffen zu verderben! Er mußte verurteilt werden, damit das Vermögen dem des Erbdes Unwürdigen ent-

zogen würde und dem Onkel wieder in die Hände fiel! Das Motiv für die elenden Machinationen, welche der Architekt nach des Anwalts Vermutung gegen Rudolf in Scene gesetzt, war mit der Auskunft des Informationsbureaus gegeben; für die Frage selber, wer der Mörder sei, bot sie keinerlei Anhaltspunkte.

Doch der junge Mann bemühte sich in erster Linie, seinen armen, unschuldigen Schwager von Schmach, Gefangenschaft oder gar vom Tode zu retten! Vom Auskunftsbureau fuhr er geradenwegs nach dem Schlesischen Bahnhof, um noch mit dem Abendzug nach Zittau abzufahren. Das jugendliche Dienstmädchen, welches während der Abwesenheit der Herrschaft mit seiner Mutter in der Wohnung hauste, war nicht wenig erstaunt, den Herrn so spät in der Nacht bei sich anklopfen zu hören; Lorenz sagte ihr nur einige erklärende Worte, befahl ihr, ihn zeitig am Morgen zu wecken, und legte sich zu Bett. Sein ganzer Aufenthalt beschränkte sich auf die Stunden des Schlafs; sobald er sich angekleidet und eine Tasse Kaffee getrunken hatte, rannte er nach Rudolfs Wohnung.

Die alte Wirtin des jungen Kaufmanns geriet vor Freude und Bestürzung außer sich, als sie den ihr so wohlbekannten Freund ihres Mieters so zeitig am Tage bei sich eintreten sah.

„Herr Jesus! Sie sind's, Herr Doktor — nein, wer hätte so etwas vermutet! Herrgott, bin ich erschrocken!“ Die alte Frau erschraf grundtieflich über alles, ohne daß die Alteration ihrer Gesundheit sichtlich zum Nachteil gereichte. „Nein, in aller Welt, wie geht's denn unserm Herrn Sellemann? Ist's denn nur wahr, daß er den schaudervollen Mord begangen hat? Wer hätte das nur gedacht? Ich kann's gar nicht glauben!“

„Es ist auch nicht wahr,“ versicherte der Anwalt der Matrone. „In einigen Tagen wird die Wahrheit an den Tag kommen und Herr Sellemann als unschuldig entlassen werden.“

„Ist's möglich? Nicht wahr, ich hab's ja immer gewußt, der gute Herr Sellemann, der ist ja gar nicht im Stande, so etwas zu thun. Der konnte ja keiner Maus —“ Lorenz fiel der redseligen Alten ins Wort.

„Hören Sie mich einmal aufmerksam an, Frau Ebeling — gerade in Herrn Sellemanns Interesse habe ich eine Frage an Sie zu richten. Verstehen Sie alles, was ich sage?“

„Von Ihnen — jedes Wort!“ beteuerte emphatisch die etwas schwerhörige Matrone.

„Nun wohl, so merken Sie auf. Entsinnen Sie sich noch des Tages, an welchem Herr Sellemann abreiste, um nicht mehr zurückzukommen?“

„Des Tages? Ei jawohl, mir ist's, als wenn's heute gewesen wäre.“

„Ist seit der Zeit — achten Sie genau auf meine Worte — außer Ihnen jemand in Herrn Sellemanns Zimmer gewesen?“

„In seinem Zimmer? I bewahre.“

„Wirklich nicht? Niemand? Haben Sie gar niemand hineingeführt?“

Die Alte schwieg. Sie schien sich nicht ganz sicher. Endlich entgegnete sie: „Doch, einmal einen Herrn.“

„Einen Herrn? Was für einen Herrn?“

„Er sagte, er wäre der Onkel von Herrn Sellemann, er bedauerte ihn sehr; wir haben sehr lange zusammen gesprochen. Es war derselbe Herr, der schon vorher einmal da war und dem ich Ihre Adresse geben mußte. Er meinte, er müßte ja hier prächtig gewohnt haben, die Straße sei so freundlich und die Aussicht so romantisch; da zeigte ich ihm Herrn Sellemanns Wohnung, die ihm sehr gefiel.“

„Hieß der Herr nicht Hobalt?“

„Wie?“

„Hobalt!“ markierte Lorenz das Wort.

„Jawohl, Hobalt, ich dachte,“ erklärte Frau Ebeling mit allen Anzeichen wieder erwachender Erinnerung, „Hobalt — ganz richtig — Hobalt!“

„Ich dachte es mir. Und nun noch eins. Haben Sie während der Zeit, in welcher Herr Hobalt in Rudolfs Logis sich befand, das Zimmer einmal verlassen?“

Die Matrone dachte wieder nach.

„Das Zimmer verlassen? Wie werde ich denn — doch ja, ich besinne mich; ich ging einmal hinaus, um ein Glas Wasser für den Herrn heraufzuholen. Er bat mich darum. Ganz recht.“

Lorenz triumphierte. „Zeigen Sie mir doch einmal, Frau Ebeling, wo sich Rudolfs Wäsche befindet.“

Beide gingen zusammen in das Zimmer hinauf. Die Wirtin zeigte auf eine noch der Rokokozeit entstammende Kommode aus Nußbaumholz.

„Hier drinnen.“

„Und ist die Kommode unverschlossen?“

„Unverschlossen? Das ist sie allerdings, Herr Doktor, die Schlösser schließen nicht mehr recht.“

„Danke Ihnen, Frau Ebeling, das war alles, was ich wissen wollte. Leben Sie wohl, ich muß sogleich nach Dresden zurückfahren.“

„Aber eine Tasse Kaffee —“

„Ein andermal, ein andermal.“

„Und grüßen Sie Herrn Sellemann schön von mir — wenn er —“

„Werd's besorgen! Adieu!“

Lorenz stürzte hinaus. Ihm lag daran, um die Mittagszeit zurück zu sein, um die Verhaftung Hobalts noch an demselben Tag bewirken zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Hausfrau.

Könnte man sie halten, die rastlos eilende Zeit, in den Tagen vor dem Weihnachtsfest würde man sie um ein Verweilen ansehen, soviel giebt es für die Hausfrau zu tun, zu sorgen und zu schaffen. Und besonders die letzten Tage vor Heiligabend stellen die meisten Anforderungen an das Organisationstalent der Hausmutter, denn vom richtigen Anordnen und von wohlüberlegter Zeiteinteilung allein hängt es ab, ob ungetrübte Festfreude und Festruhe im Hause herrschen werden. Beide können nicht mit trauriger Behaglichkeit groß und klein umfassen, wenn die Hausfrau nicht für ein zeitiges Beenden aller Weihnachtsvorbereitungen und wiederum für ein vernünftiges Vorbereiten für die Festtage selbst sorgt.

Den Schmuck und Ausputz der Weihnachtsstube kann die Hausmutter schon einige Tage vor dem Fest in Angriff nehmen, denn es wird in weitaus den meisten Häusern ein Zimmer geben, das jahraus jahrein für die kurze Weihnachtszeit ganz das gewöhnliche Aussehen verliert und zur Weihnachtsstube wird, selbst wenn es keinen besonderen Schmuck erhält und nur der strahlende Lichterbaum und die Geschenktafel in ihm stehen. Bei einiger Fingigkeit wird es sich auch in beschränkter Häuslichkeit ermöglichen lassen, eines der heizbaren Zimmer zur Weihnachtsstube einzurichten. Alle überflüssigen Möbel, vor allem auch die Teppiche, werden entfernt, auch alle Bilder von den Wänden genommen, und nun vorerst, bevor man den Raum weiter ausschmückt, der Weihnachtsstube der Platz angewiesen. Zur besten Geltung kommt der Baum, wenn er vor einer der Zimmerwände aufgestellt wird, ein in der Mitte des Zimmers stehender Baum wirkt wegen des unruhigen Hintergrunds, eine vor einer Fensterwand aufgestellte Tanne aber wegen des durchfallenden Lichtes nicht. Der Raum vor dem geschmückten Lichterbaum soll möglichst frei bleiben, denn nirgends spielt es sich mit Christkindleins Spielzeug besser, nirgends liegt sich das herrliche Weihnachtsbuch schöner, und nirgends träumt es sich für die Großen süßer als unterm Weihnachtsbaum. Recht viel Grün soll zum Schmuck der Weihnachtsstube genommen werden, neben Tannenzweigen sind die Stedcheide mit ihren

roten Beeren, Ephen, Immergrün und die sagenumwobene Mistel zur Ausschmückung zu empfehlen. Wie man diesen grünen Schmuck anbringen will, muß der Geschmack des einzelnen einerseits, andererseits aber auch die Art des Weihnachtszimmers entscheiden. Ganz die Wände mit Grün zu umkleiden, ist nicht zu raten, hübscher machen sich Umkränzungen oder Verkleidungen der Möbel mit Grün, große Sträuße von grünen Zweigen in den Ecken der Zimmer und grüne Gewinde um Kronleuchter oder Hängelampe des Zimmers. Wo die letzteren fehlen, kann man selbst einen hübschen weihnachtlichen Kronleuchter herstellen. Man nimmt einen Holzreifen, wie ihn die Kinder zum Spiel brauchen, und schlägt in diesen, genau und regelmäßig verteilt, sechs Nägel so ein, daß die Spitzen etwa 3 Centimeter nach oben hervorragen, worauf der ganze Reif dicht mit Tannengrün umwunden wird. Dazwischen verteilt man goldene Lametta. Zum Anhängen des Kronleuchters nimmt man dünne Wäscheleine, die man vorher mit Seimwasser befeuchtet und mit Blattgold umklebt. Man bindet die zu gewünschter Länge geschnittenen Seile genau in der Mitte zwischen den Nägeln an, verbindet sie oben gut durch Knoten und Zusammenheften und verdeckt durch Lametta den Verbindungspunkt, worauf man den Kronleuchter an starkem Haken unter der Decke aufhängt. Die Lichter werden vorsichtig in die Nägel gedreht und erhalten zum Anfangen der Tropfen kleine Papiermanschetten aus Goldpapier. — Hübsch ist das Aufhängen von Weihnachtstafeln zu beiden Seiten des Christbaumes. Jede Tafel wird aus sogenannter Schieferpappe, die man in jedem Papiergeschäft erhält, hergestellt und zu beliebiger Größe geschnitten. Man schreibt mit großer Goldschrift auf jede der Tafeln einen Weihnachtspruch und umnäht sie dann mit kleinen Tannenzweigen, die sie wie ein Rahmen einschließen müssen. Die Tannenrahmen bestreift man mit ganz dünnem Seimwasser und bestreut sie mit Brillantine, so daß sie wie bereift aussehen. Nichtgrünes Seidenband wird zu beiden Seiten der Tafeln angebracht, oben zusammengefaßt und daran die Tafeln aufgehängt. Auf hochstehende Möbel der Stube stellt man kleine Tannenbäumchen, die am festesten in kleinen Blumentöpfen stehen. Diese Bäumchen werden ganz mit silberner Lametta umspinnen und nur mit weißen Kerzen bestreut; sie sollen keine Wiederholung des in buntgoldener Pracht prangenden Weihnachtsbaumes sein, sondern nur dazu dienen, auch in die dunkeln Ecken des Zimmers Lichterglanz zu tragen.

Wenn das Zimmer groß genug ist, kann man reizende Plauder- und Traumwinkel schaffen, indem man kleine, recht schlanke Tannen mit Goldlamettaquirlen umschlingt, gelbe Kerzen aufsteckt und als Mittelpunkt in die Zimmercke stellt und um diese Bäume flache Schalen mit Stechzweigen und Christrosen gruppiert, einige kleine Sessel, Schemel oder Hocker finden ihren Platz in der Nähe dieser Bäume. Wer für Farbenpracht schwärmt, kann diese Bäumchen mit roten Mohnblüten und rotem Schleifenschmuck zieren, auch rote Kerzen anbringen; solche Bäume wirken eigenartig schön und märchenhaft. Für jedes Mitglied der Familie sollte, wenn die Bescherung vorüber ist, die man wohl meistens auf einer großen Tafel aufbaut, ein besonderes Tischchen bereitgestellt werden, auf dem es ungestört seine Herrlichkeiten genießen kann. Ganz einfache Holzstücke genügen; sie werden für die Kinder mit hellem Wachstuch beschlagen, die Füße werden grün gebeizt; für die Erwachsenen erhebt man das Wachstuch durch ein passendes Stück weißen Stoff, das man an den herabfallenden Enden dicht mit Tannen benäht und mit flatternder Schleife an den Ecken zusammenrafft. Alle diese Vorbereitungen können schon mehrere Tage vor dem Fest beendet sein, und hinter verschlossener Thür kann die ganze Weihnachtsherrlichkeit des Augenblicks harren, wo sie den lachenden, glückseligen Kinderäugen entgegenstrahlt.

„Backkunst“ und „Kochkunst“ gilt es für die Hausfrau vor dem schönsten aller Feste noch im weitesten Maße auszuüben. Allerlei süße Dinge, feine Gerichte und Gebäck bringt wie alljährlich gewiß auch diesmal die kulinarische Mitarbeiterin. Ich möchte ihr nicht ins Gehege kommen, thue dies auch nicht, wenn ich einige süße Vederen für den Weihnachtsteller gebe, die meist aus dem Lande der Süßigkeiten, aus Amerika, mir bekannt gegeben wurden.

Neben den Weihnachtsgeschenken wird nirgend ein bunter Teller mit Süßigkeiten fehlen. Die bunten Vederen der süßen Teller kosten, wenn man sie kauft, keine geringe Summe, sie sind dagegen von den Hausfrauen selbst viel billiger herzustellen, zumal in manchen Fällen Kuchenteigreste, die man vom Weihnachtsbäckwerk zurückbehalten kann, zu ihrer Herstellung dienen können. Man kann aufs trefflichste einen Rest des Sandtortenteiges, sowie einen solchen von Biskuit verwenden. Man füllt die Reste in eine vorgeformte glatte Kastenform und kann sie unbedenklich einige Tage vor dem Gebrauch backen, man muß die Kuchen dann nur in eine gut schließende Porzellantrommel an einen kühlen Ort stellen. Aus beiden

Teigen schneidet man Scheiben und sticht diese rund, oval, viereckig oder herzförmig aus. Immer zwei solcher ausgestochener Rädchen werden zusammengeheftet, und zwar erhalten sie möglichst verschiedene Füllungen: man nimmt glattgerührtes Fruchtgelee, das man mit steifem Eiweiß durchzieht, oder fein geschnittene, mit Zitronencreme vermischte eingemachte Früchte, oder Apfelmarmelade gewürzt wird, Schokoladencreme, Marzipanmasse, die mit Fruchtgelee vermischt wird, oder Vanillecreme. Vielfach kann man vom Weihnachtspudding oder Weihnachtstompott, welche die praktische Hausfrau schon einige Tage vor dem Fest ruhig bereitet, da sie sich bei der kühlen Witterung sehr gut halten, zur Füllung etwas benutzen. Die zusammengeheften Rädchen werden mit Eiweißglasur, die man aus 200 Gramm Puderzucker und zwei Eiweißen nebst beliebigem Gewürz eine halbe Stunde rührt, überzogen und im Ofen leicht getrocknet. Die Glasur kann man mit Cochenille, Fruchtgelee, Kaffeeextrakt, Safran, Spinatmasse oder flüssig gerührter Schokolade verschieden färben und den Rädchen auf diese Weise ein buntes Aussehen geben, sie auch noch reizvoller gestalten, wenn man sie mit landierten Früchten, Fruchtgeleestücken, Mandeln, Pistazien, Succadeblättchen, Schokoladeflocken und dergleichen verzieren. Diese kleinen Kuchen, die auch zu kaufen sind, legt man am besten einzeln in kleine Papierapseln.

Zum Teil gar nicht gebacken werden die folgenden amerikanischen Vederen. Kandierete Aprikosen. Man nimmt die kalifornischen Bischenaprikosen und läßt sie auf einem Sieb gut abtropfen. Sie werden ziemlich stark mit feinem Puderzucker bestäubt, auf Holzböckchen gelegt und zum Trocknen in eine lauwarme Backröhre gestellt. Am folgenden Tage werden sie noch einmal mit Zucker bestäubt und wiederum getrocknet. — Kolumbia-Deffert. Fertig käufliche Biskuitschneidet man behutlos auseinander, bestreicht sie mit weich gerührter Obstmarmelade und drückt sie wieder zusammen. Sie werden mit steifem Eiweißgelee, das mit Vanillezucker gesüßt wird, gleichmäßig überzogen und bei ganz gelinder Wärme gelblich gebacken. Wenn die Rädchen ausgekühlt sind, belegt man sie noch mit ausgestochenem Fruchtgelee. — Virginiernüsse. Man öffnet Paranüsse, die frisch und gut sein müssen, und achtet darauf, daß der Kern unverfehrt herauskommt. In recht starken Kaffeeauszug, der fast die Stärke von Kaffee-Extrakt haben muß, taucht man 200 Gramm unzerstoßenen Zucker, thut ihn in eine kleine Kasserolle und kocht ihn so lange, bis er faden spinn. Er wird darauf in eine Porzellan-schüssel geschüttet und gerührt, bis er dick zu werden beginnt. Die Nüsse steckt man auf eine Spindabel, taucht sie einzeln schnell hinein, so daß sie ganz vom Kaffeezuckersand überzogen sind, und trocknet sie auf Backpapier. — Negerhäuschen. 125 Gramm geriebene Schokolade giebt man in eine Schüssel und stellt sie in die Ofenhitze in kochendes Wasser, bis sie geschmolzen ist. Indessen reibt man 100 Gramm geschälte süße Mandeln gröblich und vermischt die geschmolzene Schokolade damit, so daß man eine dicke Masse erhält. Von ihr füllt man auf Bogen von weißem bestrichenem Papier kleine Häuschen und läßt sie langsam, ohne sie in den Ofen zu schieben, erkalten und trocknen. — Peterchen. Beste getrocknete Pflaumen schneidet man der Länge nach auf, nimmt die Kerne heraus und füllt an die Stelle geriebene, mit Puderzucker und Apfelsinensaft zu einer marzipanähnlichen Masse verarbeitete Walnüsse, worauf man die Pflaumen fest wieder zusammenbrückt und mit einer Eiweißglasur mit Orangengeschmack überzieht.

Alle diese Süßigkeiten soll man aber nicht wahllos bunt durcheinander auf einen Teller packen, sondern sie reizvoll anordnen. Man kauft Blumentüten in den verschiedensten Farben und füllt diese mit Süßigkeiten, worauf man die Tüte, deren Ränder man zurückbiegt, in die Mitte des Tellers legt. Aus Krepppapier schneidet man Vierecke und rollt sie in der Hand, so daß die kleinen Flächen eine muschelartige Form bekommen. Diese kleinen, mit Süßigkeiten ebenfalls gefüllten Muscheln werden in dichtem Kranz um die bunte Tüte geordnet, wobei man darauf achten muß, daß die Farbe der Tüten und Muscheln zwar voneinander absteicht, aber doch harmonisiert. Der freibleibende Tellerrand erhält ein schmales, mit Lametta durchschlungenes Tannengewinde, das mit einer farbigen Bandschleife zusammengehalten wird. — Für Äpfel und Nüsse ist es hübscher, statt Teller kleine Spanförmchen zu wählen, die man bronziert und mit einer dicken Rüsche von Krepppapier umgiebt. Man füllt die Röschen mit den verschiedenen Früchten und giebt der oberen Schicht ein festliches Aussehen. Die Rüsche überzieht man dazu mit Schaumgold, Mandeln bronziert man in schillernden Farben, Traubenrosinen bindet man zu kleinen zierlichen Sträußchen und diese mit dünner Goldschnur und schmalem rotem Band zusammen. Datteln legt man in kleine Krepppapierhüllen, während man von Äpfeln nur außerselektierte schöne Exemplare wählt und sie ohne jegliche Verzierung dazwischen verteilt, da sie durch ihre goldige Farbe

und roten Backen schon wirken. Auf diese Art gewinnen sowohl der bunte Teller wie die Obstförmchen ein reizvolles Aussehen.

Auf einer weihnachtlich geschmückten Tafel sollen die Weihnachtsmahlzeiten dargeboten werden, und der Ausputz dieser Tafel gehört noch zu den Arbeiten, die der Hausfrau am letzten Tage vor dem Feste harren. Mancherlei Dinge für diese Tafel kann sie aber schon früher herstellen. Sehr zweckmäßig ist es, den Frühstückstisch in einem andern Raum wie Mittags- und Abendtisch zu decken, damit die letzteren in ihrem weihnachtlichen Schmuck unberührt bleiben können.

Für den Frühstückstisch sollte ebenfalls ein Ausputz nicht fehlen, der die Familienglieder vom Morgen an mit Festtagsstimmung erfüllt. Die weiße Frühstückstischserviette rafft man zierlich an den Ecken zusammen und befestigt dort, wo die Falten zusammengehalten werden, Tannensträuße, die mit rosa und lichtgrünen Schleifen gebunden sind. Aus rosa Krepppapier legt man einen Tischläufer über den Tisch und umgiebt ihn ringsherum mit einem Kranz Ephenblätter, durch den Henkel jeder Kaffeetasse wird ein Tannenzweig gesteckt, der unten ebenfalls eine weifrösa Schleife trägt. In die Mitte der Tafel stellt man eine Schale mit Christrosen, der Festtuchen wird auf Schüsseln, die mit schmalem Tannengewinde umgeben sind, zu beiden Seiten der Tafel aufgestellt.

Mittags- und Abendtisch können mit geringen Abweichungen denselben Schmuck erhalten. Tannengrün als Symbol der Weihnacht darf nicht fehlen. Man muß jedoch feinnadelige kleine Tannenzweige nehmen und diese in 40 Centimeter Breite gleichsam als Tischläufer in der Mitte der Tafel niederlegen, wobei man die Längsseiten mit einem breiten lichten Seidenband begrenzt, das an den Enden zu voller Schleife gebunden wird. Den Kronleuchter oder die Hängelampe über dem Tisch umwindet man mit schmalem Quirlband aus Tannengrün und Stechzweigenzweiglein. Die Tafel selbst trägt in wechselnder Verteilung zwei Blumenförmchen, zwei Süßigkeitschalen und einen Obstorb. Alle diese Behälter sollen weihnachtlich ausschauen, und sie können bis auf den frischen Blumenschmuck und die Füllung schon einige Tage vor dem Fest von Hausmutter oder Haustöchterleins fleißigen Händen hergestellt werden. Zu den Blumenförmchen nimmt man nicht sehr große und hohe einfache Weidenkörbe mit Henkel. Diese Körbe werden außen samtig mit leichtem Seidenstoff von lichtrosa Farbe umkleidet und am Rand mit weißem Schwanenpelz eingefast. Den letzteren bestreut man mit dünnem Seimwasser und bestreut ihn dicht mit Diamantine. Der Henkel wird glatt mit Pelz benäht und mit rosa Seidenband umschlungen, das in Rosettenform zu beiden Seiten endet. Als Füllung sind aus Tannengrün hervorstechende italienische Anemonen, die wunderschöne Farben haben, zu empfehlen.

Für die Süßigkeiten nimmt man zwei gleich große runde Pappschüsseln. Man bezieht sie mit rosa Krepppapier und befestigt in der Mitte einen kleinen aufgespannten japanischen Papierschirm, der pilzförmlich aus den Schalen herauswächst. Oben befestigt man auf dem Schirm ein kleines, aus Watte hergestelltes Christkindlein und läßt von den Stäben des Schirmes goldene, silberne und kupferne Lamettasäulen herunterhängen, die das auf den Schalen zierlich geordnete Konfekt halb verschleiern. — Der Obstorb wird aus einer alten Nusschachtel hergestellt, er zieht die Mitte der Tafel. Man schneidet die Schachtel 15 Centimeter über dem Boden ab, schneidet aus starker Pappe einen schmalen langen Streifen und näht diesen als Henkel an zwei Seiten fest. Der äußere Rand der Schachtel wird mit kleinen Tannenzweigen mittels schwarzen Zwirns ganz dicht benäht, indem man immer einen Tannenzweig dicht neben dem andern, und zwar mit den Spitzen nach oben, befestigt. Den Henkel umlegt man, damit er etwas Rundung erhält, mit Watte, die man mit Garn darum festwickelt, und schlingt dann kreuzweise rosa Seidenband ganz dicht um den Henkel, da von dessen Unterlage nichts zu sehen sein darf. In der Mitte wird eine volle Schleife befestigt, durch die man Tannenzweiglein steckt. Im Innern wird der Obstbehälter mit rosa Krepppapier glatt ausgekleidet und an seinem Rande eine Rüsche aus creme Krepppapier befestigt, zwischen die man hin und wieder kleine rosa Blüten steckt. Der so entstandene weihnachtliche Obstorb wird recht bunt mit Früchten allerlei Art gefüllt. — Als Tischkarten nimmt man weiße Karten, die man mit einem künstlichen Tannenzweig beklebt, auch diese können vor dem Fest fertig bereitliegen. — Viel Licht läßt man endlich am Abend noch den Raum durchströmen, bringt, wo es irgend angeht, mit farbigen Zierkerzen bestreute und mit schmalen Tannengewinden umschlungene Leuchter an, erhebt aber auch die dunkeln Zimmercken, und zwar am hübschesten mit farbigem Licht, das man herstellt, indem man brennende Lichter hinter hohe, mit farbigem Wasser gefüllte Gläser stellt. Ausruhen von aller Liebesmüh, plaudern von all dem Goldenen, das die Liebe uns bescherte, und reden von goldener Kinderzeit, deren Erinnerung zauberhaft



Copyright 1906 by Frank Hochstetler, Mauden.

Schattenspiel. Nach dem Gemälde von Arthur S. Elsley.

Vom Weihnachtsbüchertisch.

Näherlich kündigt sich das Nahe der „gnadenbringenden Weihnachtszeit“ auch durch eine stark vermehrte Tätigkeit des Büchermarktes an, dessen Erzeugnisse ja nach altem Brauche unter den Gaben nicht fehlen dürfen, die wir den Großen wie den Kleinen unter den lichtstrahlenden Christbaum legen. Unsere Leser werden es uns dank wissen, wenn wir ihnen in gewohnter Weise an die Hand gehen und aus der Menge der diesjährigen Weihnachtsnovitäten eine Anzahl besonders empfehlenswerter Erscheinungen hervorheben. Wir beginnen mit der **Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart**, deren Neuheitenverzeichnis wiederum eine erhebliche Anzahl von vortrefflichen Erzeugnissen der verschiedensten Literaturzweige in der gewohnten geschmackvollen und gebienden Ausstattung aufweist. Ein Memoirenwerk ersten Ranges bilden die zweibändigen „**Lebenserinnerungen von Robert von Mohl**“, mit 13 Bildnissen (M. 12.—). Diese interessanten Aufzeichnungen, die der hervorragende Gelehrte und Staatsmann (geb. 17. August 1799 zu Stuttgart, gest. 4. November 1876 zu Berlin) 1848 begann, schließen 1874 ab; sie schildern besonders eingehend seine politische Tätigkeit und werden jedem Freunde der deutschen Geschichte hochwillkommen sein. — „**Das Blüthen von Bräuterei**“ (M. 4.—), die neueste novellistische Gabe des so rasch beliebt gewordenen Erzählers J. v. Richard zur Regede, spielt in einem ostpreussischen Bade und bewährt auf neue Weise eine allseitig anerkannte Meisterschaft in der Schilderung der landschaftlichen Scenerie wie der feinsten psychologischen Vorgänge. — In ihren „**Spaziergängen ins Alltagsleben**“ (M. 4.—), die sich an das treffliche Buch „**Vom Schulmädchen bis zur Großmutter**“ anreihen, bekundet Tony Schumacher ihre unfern Lesern ja genugsam bekannte Gabe, in anziehender Form eine Fülle von Belehrung und Anregung zu bieten und jedem Thema, das sie bespricht, eine neue, bald ernste, bald humoristische Seite abzugewinnen. — „**Unverheiratete Briefe**“ (M. 3.—) betitelt sich eine Sammlung poetischer und prosaischer Schöpfungen des geistvollen Humoristen und erfolgreichen Lustspielchreibers Oscar Blumenthal, die jedem Leser durch ihren feinen Witz und ihre treffende Satire eine heitere Stunde bereiten werden. — In vortrefflicher Uebersetzung und ganz neuartiger Ausstattung, die eine typographische Leistung ersten Ranges ist, liegt die in der Zeit Neros spielende geschichtliche Erzählung „**Quo vadis?**“ (M. 4.—) des polnischen Dichters Henryk Sienkiewicz vor. Der internationale Erfolg des durch farbenprächtige Schilderungen und seine Charakteristik ausgezeichneten Werkes beweist genugsam, daß die Zeit des historischen Romans keineswegs vorüber ist. — Ein hervorragendes Werk ist auch: „**Ein Uebermensch**“ (M. 3.—) von Josef Baron Weyssenhoff, einem andern polnischen Schriftsteller, der zu den berühmtesten Romandichtern seiner Nation zählt. — Ernst Ziel ist ein ebenso feinsinniger wie eigenartiger und formvollendeter Lyriker; seine „**Ausgewählten Gedichte**“ (M. 6.—) bilden ein willkommenes Festgeschenk für alle, die sich aus dem Lärm und Streit des Tages gern in das Haubergland echter Poesie flüchten. — Ein unentbehrliches Handbuch für jede Familie ist Dr. med. C. Sturm's zweibändiges und reich illustriertes Werk: „**Die natürliche Heilweise**“. Ratgeber für gesunde und kranke Menschen (M. 19.—). Der Verfasser teilt in ungemein klarer und verständlicher Weise darin mit, was man über den Menschen und den Bau und die Organe seines Körpers, den Stoffwechsel und so weiter wissen muß; er gibt Anweisungen, das kostbare Gut, die Gesundheit, zu hüten und zu erhalten, und Rat für Krankheitsfälle. — Fast so viel wie Tolstoj wird neuerdings auch sein Landsmann Maxim Gorki genannt. Von ihm bringt die Deutsche Verlags-Anstalt in trefflicher Uebersetzung: „**Toma Gorbodiev**“ (M. 3.—) und „**Zwei Novellen**“ (M. 2.50). — Ein hervorragender englischer Roman ist Thomas Hardy's „**Juda, der Unberühmte**“ (M. 5.—), die Tragödie eines ländlichen Träumers und Idealisten. — Fesselt geschriebene deutsche Romane, die sich durch spannende Handlung und lebenswahre, anziehende Charakterzeichnung weit über die gewöhnliche Unterhaltungsliteratur erheben, sind: „**Unter den Frauenfärmen**“ (M. 4.—), ein Münchner Roman von Maximilian Kraus; „**Ein Dichterling**“ (M. 4.—) von Felix von Sienkiewicz und „**Herrgottsfäden**“ (M. 4.—) von Ernst Jahn, ein neuer Schweizer Roman dieses Autors, welcher „**Heimatlust**“ im besten Sinne des Wortes bietet. — Ferner sei auf die schöne illustrierte Ausgabe von Emile Zola's „**Zusammenbruch**“ (M. 12.—) nachdrücklich hingewiesen, da dies großartig angelegte und mit packendem Realismus ausgeführte Werk der beste den deutsch-französischen Krieg schildernde Roman ist, den wir besitzen. Interessant ist desselben Autors Buch: „**Siegerzug der Wahrheit**“ (M. 3.—), das Zola's Eingreifen in die Affaire Dreyfus darlegt. — Zwei geschichtliche Romane von dauerndem Wert und eigenartig fesselndem Reiz sind August Sperr's „**Hans Georg Perter**“ (M. 8.—), zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges spielend, und Otto von Leitgeb's „**Sidera cordis**“ (M. 5.—), ein Werk, das farbenprächtige Bilder aus dem italienischen Leben des 16. Jahrhunderts vor uns entrollt. — Zum Abschluß gelangt Heinrich von Poschinger's großes Memoirenwerk: „**Hans Bismarck und der Bundesrat**“ mit dem seiden erschienenen V. Band: „**Der Bundesrat des Deutschen Reiches 1881/1900**“ (M. 10.—), der eine Fülle der interessantesten, bisher gänzlich unbekannten Geschehnisse berichtet. — Die beispiellos billige Ausgabe von „**Reisings Werken**“ in einem Bande (M. 3.—), mit biographischer Einleitung und Abbildungen, stellt sich würdig den früheren einbändigen Ausgaben der Werke Shakespeares, Goethes, Schillers, Heines und Hauffs zur Seite. — „**Griechenland**“ (M. 4.—) ist ein ungemein anziehender Sportsroman von dem beliebten Erzähler Wilhelm Meißner-Förster; „**Kinder der Sonne**“ (M. 4.—) betitelt sich eine Sammlung von Novellen, deren Verfasserin, Ant. Andrea, sich ihre Stoffe mit Vorliebe aus dem Lande, „wo die Zitronen blühen“, holt. — Humoristische Erzählungen, die wirklich geeignet sind, das Gemüt zu erheitern, enthalten die drei hübsch ausgestatteten Sammlungen: „**Der Heiratvermittler**“ (M. 1.—), „**Die scharfe Gasse**“ (M. 1.—) und „**Tillas Kopf**“ (M. 1.—) von Hugo Rosenthal-Bonin, denen sich die allerliebste illustrierten Schilderungen aus dem Krieg im Frieden, welche O. Behrend unter dem Titel „**Kanonen**“ (M. 1.—) vereinigt hat, würdig anreihen. — Von der beliebten „**Romanlampe**“ sind neuerdings der 4. bis 6. Band erschienen: Erhard, „**Onkel Hermann**“ (M. 50); Thiemer, „**Der Haß Gumboldt's**“ (M. 1.—); Wapassant, „**Unser Herr**“ (M. 50) und Römer, „**Trene**“ (M. 1.—). — Wer zur Auswahl auf ältere Werke der Deutschen Verlags-Anstalt zurückgreifen will, kann deren Verzeichnis durch jede Buchhandlung angestellt oder auf Wunsch auch direkt zugefandt bekommen. Um nur einige besonders zu Gesandten in Frage kommende Erscheinungen hervorzuheben, nennen wir in erster Linie die prachtvolle „**Tausend Bilder**“ zu verschiedenen Preisen, je nach Wahl des Einbandes, und die illustrierten Prachtausgaben von Goethes, Schillers, Hauffs und Shakespeares Werken, von Goethes „**Faust**“ und Schillers „**Gedichten**“, die Anthologien von Scherer, Freiligrath, Borel und Gershami, und „**Motives Briefe an seine Braut und Frau**“ (M. 12.—). Als Geschenkbücher für die Frauenwelt sind mit

Recht beliebt: M. Baish, „**Aus der Töchterkiste ins Leben**“ (M. 6.—) und „**Uns eigene Heim**“ (M. 6.—); Frau J. von der Lütt, „**Die elegante Hausfrau**“ (M. 5.—) und „**Das kleine Dienstmädchen**“ (M. 1.20), Bennigsen, „**Deutsches Kochbuch**“ (M. 6.—) und Tony Schumachers „**Was ich als Kind erlebt**“ (M. 5.—); wie unter den Schriften für die Jugend, die unter dem Weihnachtsbaum einen Platz verdienen, Defoes „**Robinson**“ (M. 6.—), Kerner's „**Prinzessin Klatschke**“ (M. 3.50), Beecher-Stowes „**Onkel Toms Hütte**“ (M. 7.—) und die „**Kinder- und Hausmärchen**“ der Brüder Grimm (M. 8.—) ihre bevorzugte Stelle zu bewahren wissen. Von illustrierten Reiseverken seien genannt: „**Meine Wanderungen**“ (M. 5.—) von Eugen Wolf, dessen vor kurzem erschienener epochemachender erster Band „**Im Innern Chinas**“ betitelt ist und uns in Gebiete verführt, die vorher kein Europäer betreten hat; Dr. Kurt Boeck's „**Indische Gletscherfahrten**“ (M. 10.—); Keiser und Erlebnisse im Himalaja in anziehender Weise darstellend, und E. v. Gonsenbach's „**Nilsfahrt**“ (20.—). Allen Naturfreunden sei Otto Prohens „**Studienfahrt**“. Drei Monate im Ruderboot auf Deutschlands Gewässern (M. 10.—), mit ihren stimmungsvollen Wasserbildern ebenso empfohlen wie den Verehrern des alpinen Sports Theodor Wundt's „**Wanderbilder aus den Dolomiten**“ (M. 30.—) und „**Wanderungen in den Ampejaner Dolomiten**“ (M. 20.—) mit ihrem reichen Illustrations Schmuck und ihrer hochgeleganten Ausstattung. Nicht unerwähnt dürfen bleiben: Albert Pfisters „**Das deutsche Vaterland im neunzehnten Jahrhundert**“ (M. 8.—), eine wahrhaft musterghllige Darstellung von Deutschlands kulturgeschichtlicher und politischer Entwicklung; Fred Graf Frankenberg's hochinteressante „**Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71**“ (M. 8.—); Max Ertls „**Hinter Flug und Schraubboden**“, Stützen aus dem Taschensack eines Ingenieurs (M. 8.—) und Theodor Kerner's Werk: „**Das Kernerhaus und seine Gäste**“ (M. 5.—), ein äußerst anziehendes Stück Literatur- und Sittengeschichte. Der Gurmist Wilhelm Busch ist mit seinem köstlichen „**Hans Hudelein**“ (M. 3.—) und der „**Rühnen Müllerstöcker**“ (M. 2.—) vertreten; mit Gedichten Scherer, Graf Schack und Vischer. Endlich weisen wir noch hin auf die früher erschienenen Romane von J. R. zur Regede, Ossip Schubin, Schulze-Smidt, W. Jordan und Vischer („**Auch Einer**“ M. 11.—) und die der ausländischen Autoren: A. Tomas („**Drei Musketiere**“, in illustrierter Prachtausgabe M. 16.—); E. Wallace („**Ben Dur**“, in reich illustrierter Ausgabe M. 12.50, in zweibändiger Ausgabe M. 7.—) und in einer einbändigen Ausgabe M. 3.—), Tolstoj, Emile Zola, R. Kipling, Sienkiewicz und P. Loti. — Diesen Freunden deutscher Dichtung wird die noch gerade rechtzeitig zum Feste erschienene einbändige „**Uhlans-Ausgabe**“ (M. 4.—) willkommen sein, die in dieser handlichen, bequemen Form nicht nur die Gedichte und Dramen Ludwig Uhlands umfaßt, sondern auch seine sämtlichen Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage bringt. Da diese wertvollen Abhandlungen im Nachhinein längst vergriffen waren, so muß ihre Aufnahme in die neue einbändige Ausgabe als ein besonderer Vorzug rühmend hervorgehoben werden. * **Otto Maier, Leipzig**, Stephanstraße 12, „**Technischer Modellatlas**“ (M. 10.—). Dieser Atlas mit seinen aufstellbaren, nach Zeichnungen erster Firmen wie Siemens & Halske, Schuckert & Cie. und so weiter gefertigten Modellen wird jedem, sei er Ingenieur oder Techniker, durch seine geschmackvolle, prägnante Ausführung zur Freude gereichen. Studierenden der Elektro- und Maschinen-technik wird er als unentbehrliches Hilfsmittel hochwillkommen sein, ebenso Wertmeister, Maschinenbauern und Monteuren, die danach streben, ihr praktisches Wissen auch theoretisch verwerten zu können. Das verhältnismäßig billige Werk gibt einen klaren Ueberblick über den gewaltigen Fortschritt der heutigen Technik. * **Hermann Beyer & Söhne, Langensalza**: „**Die Ganshirtin**“. Ein Märchen. Dichtung von Harry Wänscher mit Bildern von Aug. P. Plinke, Genremaler. (M. 2.—) Die in wohlklingenden Versen vorgetragene Geschichte von dem Königsbinde, das wie Shakespeares Cordelia verstoßen wird und die Gänse hüten muß, bis man es im Triumph zurückholt, ist dem jugendlichen Verständnis glücklich angepasst; sehr hübsch sind die Bilder. — „**Kätzchen und ihre Freunde**“, Erzählung für heranwachsende Mädchen von Gräfin Fredri. Clausius, 2. Aufl. Mit dem Porträt der Verfasserin. (M. 3.—) Ein eigenartig geführtes Tagebuch, die Erlebnisse und Konfirmationseindrücke eines reich begabten Mädchens enthaltend, das, mütterlich, sich an den Vater lehnt und seine Freude und Stille wird, dabei Freunde gewinnend ringt. — „**Kunterbunt im Jahresgrund**“. 50 Bilder von Aug. P. Plinke, mit Versen von Helene Binder. (M. 2.—) In lieblichen, dem Kinderempfinden echt angepassten Reimen und anmutigen Farbenbildern führt das hübsche Buch durch der Monate Lauf, an alles anknüpfend, was immer Kinderherzen bewegt und zu Lust und Freude stimmt. * **Aus Loewes Verlag, Ferdinand Carl, Stuttgart**, liegen uns vor: Oskar Pleisch, „**Gute Freundschaft**“. Ein Bilderbuch für Mädchen. Mit 6 Bunt- und 18 Tonbildern und Text in Versen; hübsche Reime zu den prächtigen Bildern. (M. 2.—). — „**Der alte Krieh**“. Nach W. D. von Horn der deutschen Jugend erzählt von Max Pannwitz. (M. 1.80.) Mit 1 Bunt- und 2 Textbildern. In der Erzählung ist der richtige Ton glücklich getroffen. — „**Ell**“, Erzählung für junge Mädchen von Elise Hofmann. Mit 8 Vollbildern. (M. 2.50.) Jung Ell ist das vernehmte, in glänzenden Verhältnissen aufgewachsene Töchterchen ihrer Eltern. In den Schulfreien aufs Land zu Onkel und Tante geschickt, lernt sie dort den Gehalt eines bescheidenen, aber friedvollen Heimes kennen. Dem Elternhause, in das sie zurückkehrt, naht das Verhängnis — Vermögensverlust, Tod des Vaters. Wie die bittere Not Ell arbeiten lehrt, erst unter drückendsten Verhältnissen, dann in der lieben Waldheimat, das ist hier in sympathischer, gegenständlicher Weise geschildert. — „**Aus Tantes Bilderbüchlein**“. Von Wollu Denzinger. 18 allerliebste Erzählungen für Kinder mit 6 Farbendruck. (M. 3.—) Es war einmal eine Tante, so eine recht liebe, gute alte Erzähler-tante, und die hatte es fertig gebracht, aus ihrem Schatz das Allerhöchste niederzuschreiben und es mit prächtigen Bildern schmücken zu lassen, ganz nach der Jugend Lust; wie und da liegt auch eine Ermahnung darin, wie man's machen solle und nicht. Und daraus entstand dann dies herzige Büchlein. — „**Anthanasius Bilderbuch**“. Mit 12 Farbentafeln. Unvergleichbare Ausgabe. (M. 3.—). Ja, du liebes junges Volk, mög' dein Mut in der Brust noch so sehr seine Spannkraft üben vor lauter Freude an den schönen Bildertafeln, du kriegst sie doch nicht unter! Und das wissen die Mamas zu schätzen und die Papis nicht weniger. Wie viel bunte Lust steckt da drin, und wie viel Gelegenheit giebt's, zu erklären und zu lernen! — „**Große Kriegsheiden**“. Geschichtliche Erzählungen für die Jugend von W. Pannwitz. Mit 1 Bunt- und 6 Tonbildern. (Geb. M. 3.—). „**Friedrich der Große**“, „**Prinz Eugen**“, der „**edle Ritter**“, „**Feldmarschall Blücher**“ — welches echte Knabenherz schlägt nicht höher beim Klang dieser hohen Namen, dieser volkstümlichen

Helden! In lebendvollster Darstellung ziehen sie und ihre große Zeit an den jugendlichen Lesern hier vorüber, wesentlich dazu beitragend, das Verständnis für die Geschichte bei ihnen anzuregen. — „**Die Staltpäger**“, Erzählung aus dem fernen Westen nach M. Reid, für die Jugend bearbeitet von F. J. Pajelen. Mit 6 Farbendruck. (Geb. M. 3.—) In spannender Weise wird da das nordamerikanische Waldleben mit all seinen Schönheiten und Schrecken geschildert, mit all seiner wilden, berückenden Poesie, mit all seinen Fährlichkeiten und fahnen Wagnissen. — „**Für frohe Mädchenherzen**“. Erzählungen von Renata Deutner. Mit 4 Farbendruckbildern. (Geb. M. 3.—) Die Verfasserin beweist mit diesem Buche, wie vertraut sie ist mit all den Herzensregungen junger Mädchen, tiefer Ernst wie liebenswürdiger Humor liegt in diesen Erzählungen, denen es auch an kleinen satirischen Spitzen nicht fehlt; kurz gefaßt: ein gutes Buch. — „**Goldenes Märchenbuch**“. Eine Auswahl von 24 der schönsten Märchen für die Jugend. Mit 8 Farben- und 8 Tonbildern. Prachtausgabe. (M. 1.80.) Ein feinfühliges, die Kindersele ganz vernehmender Sinn hat hier eine treffliche Wahl getroffen des Besten, was je aus dem Wunderland des Märchens erzählt wurde — der Jugend zur Freude, uns Alten zu jugendwunder Erinnerung. — „**Feuer-Lilie**“. Eine Erzählung für Mädchen von Frida Schanz. Mit 4 Tonbildern von M. Zick. (M. 2.50.) Die Heldin, jung Lili, wird von ihrer Stiefmutter in bester Absicht in ein Pensionat gethan, Selbstüberwindung zu lernen. Wie sie der Charakter des temperamentsvollen Mädchens dort zu der schweren Aufgabe durchdringt, ist in sympathischer Weise geschildert und zu erfreuender Lösung gebracht. Ein gutes, sicher wirkungsvolles Buch. * Von den Neuheiten des **Verlags von J. F. Schreyer in Göttingen und München** nennen wir in erster Linie den „**Bilder-Atlas des Pflanzenreichs**“, nach dem natürlichen System bearbeitet von Staatsrat Dr. Moritz Willkomm, † Universitäts-Professor in Prag. 124 feine Farbendrucktafeln mit über 600 Abbildungen und 143 Seiten beschreibender Text. (M. 8.—) Auerkanntermachen steht dieses nun bereits in vierter Auflage erschienene Werk mit in vorderster Reihe unter den populären botanischen Schriften. Es ist ein vorzügliches Nachschlagebuch für Schule und Haus, besonders geeignet, unter der heranwachsenden Jugend den Sinn für Naturkunde im allgemeinen und für die Pflanzenkunde insbesondere zu wecken und zu nähren. Die Illustrationen sind ganz vorzüglich ausgeführt. — Gleiches Lob verdient der „**Bilder-Atlas des Tierreichs**“, herausgegeben von Prof. Dr. Kurt Lampert, Vorstand des kgl. Naturalienkabinetts, Stuttgart. Es sind bisher davon erschienen: Erster Teil: Säugetiere. 32 feine Farbendrucktafeln mit 200 Abbildungen und 71 Seiten erklärender Text mit 45 Illustrationen. Zweiter Teil: Vögel. 32 feine Farbendrucktafeln mit 200 Abbildungen und 57 Seiten erklärender Text mit 8 Illustrationen. (M. 4.—) — Für die ganz Kleinen bestimmt ist die „**Kuflige Zoologie**“ von Lothar Reggen-dorfer mit 20 in der Mitte der Quere nach geteilten Bilder-tafeln, die zu den ergötzlichsten Metamorphosen Anlaß geben. (M. 1.50.) — Ferner: „**Kuflig fabeln für Kinder**“ von Wilhelm Hey. Mit 14 feinen Farbendruckbildern und vielen Textabbildungen nach Originalen von Wila v. Lüttich, Leo Rainald und andern. (M. 3.—) Diesen geradezu als klassisch zu bezeichnenden Kinderpoesien hegt der prächtige Bilder Schmuck sehr gut zu Gesicht. — Dasselbe gilt von den schönen Volks- und Kinder-märchen nach Gebrüder Grimm und andern, die man in der Sammlung „**Es war einmal**“ vereinigt findet, geschmückt mit 6 feinen Aquarellen von W. Zweigle und zahlreichen farbigen und schwarzen Textillustrationen. (M. 3.—) — „**Prinzessin Rosen-holz**“. Ein Ziehbilderbuch von Lothar Reggen-dorfer. (M. 5.—) Eine höchst wunderbare Geschichte. Die Elternmutter erzählt da, was sie für schnurrige Dinge fand, einst drunten auf Erden im Menschenland. Ihr Enkelchen, das Prinzchen, brennt vor Neugier, das auch mal anzusehen; sie schleicht sich heimlich davon und gelangt auf Wollenwegen herunter ins erlebte Menschenreich. Was für seltsame Leute ihr da entgegen treten, und wie froh sie ist, daß sie auf Schmetterlingsflügeln wieder zurück-lehren darf ins friedvolle Elternreich! — Ein Zug mit der Hand versteht die jungen Teilnehmer in all die wechselvollen Situationen der ereignisreichen Erdenpilgerfahrt. * **B. Schott's Söhne, Mainz**, „**Unter Liederbusch**“. Die beliebtesten Kinderlieder, ausgewählt von Friederike Merck. Mit Bildern von L. von Zumbusch. Für Kinderstimmen geeignet von F. Volbach. (M. 5.—) Ein gar anmutiges Buch, das mit seinen klar gedruckten, leicht spielbaren Weisen, zu denen sich je ein farbenreiches hübsches Bild gefügt, unsere jungen Klaviervirtuosen geradezu entzücken wird. So wird aus dem oft als Mühe angesehenen Klavierspiel eitel Lust und Freude. * **Aus dem Verlag von Carl Flemming, Glogau**, ging uns zu: „**Herzblätters Zeit-vertreib**“, Band 46 (Neue Folge Band IV), begründet von Thella von Gumpert, herausgegeben von Bertha Wegner-Jell. (M. 6.—) Der vorliegende, mit reichem, künstlerischem Bilder Schmuck versehene Band ist durchaus geeignet, den guten Ruf dieser seit Generationen in zahlreichen Familien eingebürgerten Kinder- und Jugendchrift aufrecht zu erhalten. Sie ist für Mädchen und Knaben von 4 bis 10 Jahren berechnet, wird aber bei ihrem vielseitigen Inhalt auch von älteren mit Freude begrüßt und gern gelesen werden. — „**Töchter-Album**“, Band 47, begründet von Thella von Gumpert, herausgegeben von Bertha Wegner-Jell. (Eleg. geb. M. 7.50.) Man braucht nur den Inhalt des diesjährigen „**Töchter-Albums**“ zu übersehen, um voll aufrichtiger Anerkennung festzustellen, wie ernst die Herausgeberin bestrebt ist, den Ideentreis unserer Töchter zu erweitern und den verschiedensten Interessen reiche Nahrung zu bieten. Poesie und Prosa, biographische und geschichtliche Beiträge, Reise-schilderungen und Kulturelles, Kunst und Kunsthandarbeiten und noch viel andres ist in dem umfangreichen Bande zu finden. * **Verlag von Levy & Müller in Stuttgart**, „**Bierblatt**“. Erzählung für junge Mädchen von Elise Hofmann. Mit 4 Vollbildern. (Eleg. geb. M. 4.50.) Vier junge Mädchen aus der obersten Klasse einer Töchterkiste haben sich zu einem Kränzchen, dem „**Bierblatt**“, vereinigt, dessen Sitzungen den Leserinnen Gelegenheit geben, die verschiedensten, meisterhaft gezeichneten Charaktere des Herblatts kennen zu lernen. Die Schicksale der Bierblatt-Schwestern bilden den Inhalt der reizenden, mit der gehörigen Dosis von Humor gewürzten Erzählung, die sich im Fluge die Mädchen-herzen erobern wird. — „**Das Turm-Engel**“. Eine Geschichte für Kinder. Von Tony Schumacher. (Eleg. geb. M. 3.—) Das einzige Töchterlein eines Turmwächters, Angelika, und daher Turm-Engel genannt, wird wegen seiner Schönheit und seines gefälligen Wesens von aller Welt verhäßt und verjährt, infolgedessen eitel und gefallüchtig und fühlt sich in den beschränkten Verhältnissen daheim nicht mehr wohl. Die Mutter stirbt, und eine energische Stiefmutter nimmt seine Erziehung in die Hand. Ein kinderloses englisches Ehepaar nimmt es mit auf Reisen, bald aber wird es der ununterbrochenen Vergnügungen überdrüssig und sehnt sich zurück. Sein Wunsch wird aber erst nach einer schweren Krankheit erfüllt, während der sich das englische

Ehepaar nur wenig um es kümmert. Eine deutsche Dame führt das verlassene Kind endlich gebessert und geklärt seinen Eltern zu. Die spannende Erzählung ist ein wahres Rabinettstück psychologischer Charakterzeichnung. — „**Die kleine Compagnon**.“ Erzählung für junge Mädchen von Carola von Gynatten. Mit 4 Vollbildern. (Eleg. geb. M. 4.50.) Diese neueste Erzählung der bekannten Schriftstellerin zeigt in wohl trauriger Lage ein junges Mädchen geraten, wenn es sich nur auf die Hilfe seiner Eltern und Verwandten verläßt und nichts gelernt hat, womit es sich später seinen Lebensunterhalt verdienen kann. Eine solche Treibhauspflanze ist die Heldin der Erzählung, die Nichte eines amerikanischen Millionärs. Ihr gegenüber steht ihre Cousine Diefel, die den Geist der Zeit versteht, Rosa zu einem schaffensfrohen Mädchen heranbildet und später mit ihr ein Geschäft gründet, um gemeinsam sich auf eigene Füße zu stellen. Die spannende Darstellung und die gelungene Zeichnung der beiden Prachtmädchen heben die Geschichte weit über das Niveau der gewöhnlichen Backfischliteratur. — „**Kameradschaften**.“ Geschichte für Kinder. Von Luise Kopp. Mit 4 Farbdruckbildern. (Eleg. geb. M. 4.50.) Die beliebte Verfasserin bietet hier den kleinen eine Erzählung voll erfrischenden Inhalts, spannender Darstellung und liebevollen Eingehens auf das kindliche Denken und Empfinden. Sie ist reich an drolligen und hochkomischen Szenen wie an tief ergreifenden Episoden. — „**Der Goldlamour**.“ Erzählung für die reifere Jugend von Carl Matthias. Mit 4 Vollbildern. (Eleg. geb. M. 4.50.) Der goldlockige Sohn eines deutschen Lehrers in den Vereinigten Staaten wird von einer Zigeunerbande geraubt, dieser aber nach einigen Jahren von einem deutschen Farmer wieder entrisen. Auf der Farm lernt er einen Abenteuerler kennen, dessen Erzählungen aus dem Kriege der Kubaner gegen die Spanier den Knaben so begeistern, daß er sich mit dem Vagabunden in einem amerikanischen Regiment als Tambour anwerben läßt und den Feldzug gegen die Spanier mitmacht. Die Abenteuer, die er hier besteht, seine Rettung durch den Vater und später die Wiedervereinigung mit seiner Mutter bilden den Hauptinhalt dieser abenteuerreichen Erzählung. — „**In launigen Gefahren**.“ Erzählung für die reifere Jugend von Bruno Carlepp. Mit 4 Vollbildern. (Eleg. geb. M. 4.50.) Ein Hamburger Handelshaus schickt einen Verrückten nach Ostasien, um eine dortige im Niedergange begriffene Plantage der Firma zu retten. Die Ausführung des Auftrages, an der sich noch ein zweiter „Hamburger Junge“, ein österreichischer Weltreisender, sowie ein Schweizer Ingenieur beteiligen, ist mit vielen Gefahren verbunden und verschlägt die vier Freunde von Siam nach China, Japan und Sibirien, von wo aus sie endlich nach kurzer Gefangenschaft unter den dortigen Deportierten wohlbehalten zur Heimat zurückkehren. — „**Kometenkeh**.“ Erzählung für junge Mädchen von Käthe van Becker. Mit einem Titelbild. (Eleg. geb. M. 4.50.) Mit geradezu bewunderungswürdiger Darstellungsgabe und einer bis ins kleinste meisterhaft durchgeführten Charakterzeichnung bietet die Verfasserin da eine Erzählung, die zum Besten gehört, was in den letzten Jahren auf diesem Gebiete hervorgebracht wurde. — „**Der Verlag von Gustav Weise, Stuttgart**“, bietet zum feste eine reichhaltige Auswahl von Jugendbüchern und Spielen für die verschiedensten Altersstufen dar. Für die Kleinsten bestimmt ist: „**Das goldene Jahr**.“ Zwölf Monatsbilder von J. Kocher und F. Lipp. Mit Versen von Ida Bosch. 3 Bde. (M. 3.—) Die mit hübschen Reimen versehenen prächtigen Bilder bringen das kindliche Leben mit seinen Spielen und Beschäftigungen in Beziehung zu dem Kreislauf der Natur in den einzelnen Monaten des Jahres. — „**Goldener Märchenhaas**.“ Eine Sammlung der schönsten Märchen. Mit 6 Bildern in Farbendruck. 19 ganzseitigen und 82 Textillustrationen. (M. 3.—) Das Buch führt seinen Namen nicht mit Unrecht; es enthält nicht weniger als 66 Märchen, die ungeachtet ihrer Auswahl und deren reichhaltiger Schmuck ungeschmälertes Lob verdient. — An die Knaben von 8 Jahren an wendet sich: „**Die deutsche Flotte**“, ein Prachtbildebuch (M. 3.—), als Gegenstück zu dem früher erschienenen „**Deutschen Heer**“ gedacht. 12 farbige Tafeln nach Aquarellen eines der ersten deutschen Marinemaler schildern Dienst, Bemannung, Bedienung der Geschütze, Torpedos und so weiter, kurz das ganze Leben an Bord der deutschen Kriegsschiffe und deren Einrichtungen. — „**Auf Samoa**.“ Erzählung für die reifere Jugend von E. von Barfus. Mit 4 Bildern in seinem Farbendruck. (M. 3.—) In höchst anziehender Weise schildert der Verfasser Land und Leute dieses deutschen Kolonialgebietes in der fernsten Südsee, die herrliche tropische Vegetation der Inseln und die eigenartigen Sitten der Eingeborenen. — „**Tora Noval**.“ Erzählung für junge Mädchen von A. Linz-Godin. Mit 4 Vollbildern. (M. 3.—) Das Buch der auch auf diesem Gebiete längst rühmlich bekannten Verfasserin ist ungemein fesselnd geschrieben und wird den jugendlichen Leserinnen bestens willkommen sein. In zu Herzen gehender Weise führt es die Schicksale eines jungen Mädchens vor, das aus glänzenden Verhältnissen von ihren väterlich um sie besorgten Pflege-Eltern in das einfache und höchst einfache Heim ihres verwitweten Vaters zurückkehrt. Ihren inneren Kämpfen, die ihr nicht erspart bleiben, und ihren ferneren Schicksalen folgt man bis zu dem glückseligen Ende mit lebhafter Teilnahme. — „**Bunte Gesellschaft**.“ 16 Blatt auf der Vorderseite mit farbigen, auf der Rückseite mit Tondruckbildern von J. Kocher. Text von Ida Bosch. 3 Bde. (Geb. M. 3.—) Wie der Titel besagt, hat sich hier eine „bunte Gesellschaft“ von Kindern und Tieren aller Art zusammengefunden, die in reicher Abwechslung als ein fröhliches und farbenreiches Stück des Natur- und Menschenlebens an uns vorüberzieht. — „**Der Trostlopf**.“ Eine Pensionatsgeschichte für junge Mädchen von E. von Rhoden. Illustriert von Aug. Mandlich. (Geb. M. 4.50.) Von diesem Lieblingsbuch der Mädchenwelt sind neuer wieder neue Auflagen nötig geworden, im ganzen bis jetzt 36. Dieser ganz außerordentliche Erfolg läßt sich nur durch die ungewöhnlichen Eigenschaften des Buches erklären, das, eine wahre Perle der Mädchenliteratur, an Frische und Natürlichkeit, an Humor und Lebenswahrheit seinesgleichen sucht und durch den spannenden Gang der Erzählung, die lustigen Streiche in der Pension, die köstlich fein gezeichneten Charaktere der Freundinnen und Lehrerinnen immer denselben Reiz auf die jugendlichen Leserinnen ausübt und stets ausüben wird. — „**Trostlopf Brautzeit**“, aus dem Nachlaß von E. von Rhoden. (M. 4.50.) Diese Fortsetzung, ganz im Geiste des „Trostlopf“ von der Tochter der Verfasserin geschrieben, schildert in fesselnder Weise die weiteren Schicksale der noch immer hin und wieder rückfälligen Ilse und erfreut sich gleichfalls großer Beliebtheit seitens der weiblichen Jugend. — „**Aus Trostlopf's Ehe**“ von Elise Wildhagen. (Geb. M. 4.50.) Der dritte und letzte Band der Trostlopf-Trilogie giebt ein exquisit und amüsanter Bild von Elise glücklicher Ehe. Ihr Trost bäumt sich wohl noch manchmal auf, aber als Mutter und Erzieherin der eignen Kinder hat sie gelernt, ihn zu bezähmen, und wir sehen sie geklärt und geläutert aus den letzten Prüfungen hervorgehen. — „**Goldfischchen**.“ Erzählung für Mädchen von 12 bis 14 Jahren von F. von Heinz. Mit 4 Vollbildern. (Geb. M. 3.—) Wie das leichtsinnige Goldfischchen ein „Goldherzchen“ wird, das die große, ihm entgegengebrachte Liebe verdient, wird in dieser Geschichte zu Ruh und Frommen aller Backfischen recht unterhaltend

erzählt. — „**Zu jung**.“ Erzählung für junge Mädchen von Agnes Hoffmann. Mit 4 Vollbildern. (Geb. M. 4.50.) Reizend ist es, wie Friedel bei allen ihren Fähigkeiten und trefflichen Eigenschaften immer für zu jung tarziert wird. Sie weiß sich aber doch allmählich Geltung zu verschaffen und zum guten Schluß auch das Herz eines edeln Mannes zu erobern. — „**Goldene Zeiten**.“ Erzählung für junge Mädchen von Vertha Clement. Mit 4 Vollbildern. (Geb. M. 4.50.) Von den vergangenen goldenen Zeiten schwärmt die alte Tante, findet aber bei der Nichte wenig Anklang damit. Diese bekommt zwar den besten Mann, hat jedoch Schweres durchzumachen und viel nachzudenken, ehe die goldene Zeit für sie und ihre Ehe wieder anbricht. — „**J. F. Lehmanns Verlag, München**.“ „**Seri Janssens China-Fahrten**“, Reise- und Kriegserlebnisse eines jungen Deutschen. Von Otto Felsing. Mit zahlreichen Abbildungen nach phot. Aufnahmen und Originalzeichnungen von Walter A. Hoffmann. (Eleg. geb. M. 6.—) Der Verfasser hat seinen Plan, die folgen-schweren Ereignisse des Sommers 1900 in die Form einer Erzählung zu kleiden, mit großem Geschick zur Ausführung gebracht. Er zeigt sich als Meister in der Kunst, reiches Wissen und vielseitige Erfahrung so darzubieten, daß die Darstellung und Beleuchtung nicht ermüdet und langweilt. Felsing schöpft aus dem reichen Vorrat eigener Erfahrungen; er kennt Land und Leute aus eigener Anschauung, das spricht aus jedem seiner Worte. Die fesselnde Erzählung wird bis zum Friedensschluß fortgeführt. — Das durchaus nicht alle Werke skandinavischer Autoren auf den düsteren, pessimistischen Grundton der Schöpfungen eines Ibsen und Strindberg gestimmt sind, zeigt die im Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig, in vortrefflicher Uebersetzung erschienene Erzählung von Sophus Audis: „**Abraham Brannen**“. (M. 6.—) Sie spielt vorwiegend in Kopenhagen und führt uns ungemein lebenswahr gezeichnete Personen der verschiedensten Stände vor, deren geschickte verknüpfte Erlebnisse den Leser bis zum Schluß fesseln. — „**E. G. Müllers Verlag (Max Grohe), Halle a. S. und Leipzig**“, bringt den XXIII. Jahrgang des deutsch-evangelischen Jahrbuches „**Neue Christenheit**“, das gegenwärtig von Reinhard Mumm in Verbindung mit E. Keller, Chr. Rogge und L. Weber herausgegeben wird. (M. 6.—) Die darin vereinigten Beiträge in poetischer und prosaischer Form umfassen die verschiedenartigsten Gebiete, bieten aber ausnahmslos eine vornehme und edle, nie veraltende Geistesnahrung; das Jahrbuch eignet sich deswegen auch vortrefflich zur Anschaffung für Schul-, Vereins- und Volksbibliotheken. — „**Wie wird's sein?**“ Dichtung und doch Wahrheit aus der andern Welt von Karl Franke (M. 2.50), enthält Betrachtungen über die jenseitige Welt. Der Verfasser weist auf den Gottesgedanken als den einzigen festen Untergrund alles Denkens hin, in dem sich das Rätsel des Daseins löst. — Johanna Spyri (gestorben am 7. Juli 1901 im Alter von 72 Jahren) ist vorzugsweise als Jugendschriftstellerin bekannt geworden. In dem Buche „**Aus dem Leben**“ (3. Aufl., mit dem Bilde der Verfasserin, M. 3.—) bietet sie aber auch für junge Mädchen und Erwachsene fünf zu Herzen sprechende Erzählungen, die ein um so lebhafteres Interesse erregen werden, da es Geschichten aus ihrem eignen Leben sind. — Um die in der deutschen Familie mit Vorliebe gepflegte gute Hausmusik nicht unberücksichtigt zu lassen, wollen wir noch einige gerade für die Festzeit passende Neuheiten aus dem bekannten Musikverlage von Johann André, Offenbach a. M., namhaft machen. Eine allerliebste „**Christkind-Gavotte**“ befindet sich unter „**Blätter und Blüten**“, 10 Klavierstücke für die Jugend, komponiert von Franz J. Löffl. Auch Ludwig André bringt eine „**Christkind-Gavotte**“ für den Weihnachtsstich, in verschiedenen Ausgaben (für Piano zu 2 Händen, Original und leicht, für Piano zu 4 und zu 6 Händen, für Violine und Klavier und für 2 Violinen und Pianoforte). Stimmungsvolle Feierklänge läßt Andreas Mohr's „**Weihnachts-Idyll**“, für Violine, Violoncello und Pianoforte, erschallen; leicht ausführbar und dankbar: „**Engelscharen**“, kleine Phantasiestücke über Weihnachts- und andere beliebte Lieder für Violine (in erster Lage) mit Klavierbegleitung von Franz Ewald (4 Nummern). — Der Verlag von Ernst Heinrich Morik, Stuttgart, läßt „**Vollsbücher der Naturkunde und Technik**“ erscheinen, die dem Bedürfnis weitester Kreise, sich auf diesen Gebieten zu unterrichten, entgegenkommen. Jedes der handlichen Bändchen, die, soweit nötig, auch mit Illustrationen ausgestattet sind, ist von einem hervorragenden Fachmann, der auch die Gabe gemeinverständlicher Darstellung besitzt, ausgearbeitet. So „**Die Entwicklung der Eisenindustrie und des Maschinenbaues im 19. Jahrhundert**“ von Prof. Dr. A. Kleinsteuber, Direktor der Kgl. höheren Maschinenbau-Schule in Breslau, und „**Einführung in die praktische Chemie**“, Anorganischer Teil, von Dr. Felix W. Ahrens, a.o. Prof. an der Universität zu Breslau (mit 24 Illustr. a. M. 1.—). — In gleicher Weise geplant sind „**Vollsbücher der Rechts- und Staatskunde**“, von denen erschienen: R. Poellath, Kgl. bayer. Fabrik- und Gewerbe-Inspektor: „**Der Arbeitsschutz**“, der Schutz der gewerblichen Arbeiter Deutschlands, soweit er Aufgabe der Gewerbe-Inspektion ist (M. 1.—), und „**Arbeitsnahrungsfrage**“ von Dr. Ludwig S. Inghelmer, der dies gegenwärtig überall auf der Tagesordnung stehende Thema in ungemein lichtvoller und unbefangener Weise erörtert (M. 2.—). — Im Verlag von Morik Schauenburg, Lahr, erscheint: „**Der Bombardement von Freiburg**.“ Eine Erzählung aus dem 13. Jahrhundert von Felix Wolf. Die wechselvollen Ereignisse, welche uns der Verfasser in äußerst anziehender Weise schildert, gehen im Weisgau und in der Stadt Freiburg, der „Perle“ dieser Landschaft, vor sich. Gottfried Kunz, der Vollerbe von „Unsern lieben Frauen-Münster“, des majestätischen Domes dieser Stadt, bildet den Mittelpunkt des fesselnden Romans. — Der Verlag von Otto Hendel, Halle a. S., bringt in seiner „**Bibliothek der Gesamt-Literatur**“ auch zahlreiche Romane hervorragender ausländischer Autoren in guten Uebersetzungen und zu billigen Preisen. Gutgeschriebene Einleitungen erleichtern das Verständnis. An erster Stelle sei hingewiesen auf ein Werk von Henryk Sienkiewicz, nämlich seinen streng psychologisch gehaltenen Roman „**Chue Dogma**“ (M. 2.50). Ferner Emile Zolas sozialen Roman „**Germin**“ (M. 3.—), der das Elend der Arbeiter in den französischen Bergwerken schildert und uns in Abgründe des Lebens und des Lasters blicken läßt; aus diesem Grunde paßt der Roman, wie ausdrücklich betont werden muß, nur in die Hände reifer Leser, wenngleich ihm eine ernste moralische Tendenz nicht abgesprochen werden kann. — Dankenswert ist das Bemühen, den eigenartigen niederländischen Dichter und Denker Edward Douma's Werke, der unter dem lateinischen Pseudonym Multatuli (ich habe viel gelitten) schrieb, der deutschen Leserschaft vorzuführen: „**Mar Havelaar oder die Kaffee-Verseigerungen der Niederländischen Handels-gesellschaft**“, ist sein autobiographisches Erzählungswerk (M. 2.—). Aus seinem siebenbändigen Werke „**Ideen**“ sind die beiden humoristisch-fantastischen Romane „**Die Abenteuer des kleinen Walther**“ (M. 2.—) und als Fortsetzung „**Walther in der Lehre**“ (M. 2.—) von dem Bearbeiter geschickt herausgeschält worden. Sie erinnern in mancher Beziehung an Jean Paul, allerdings auch in der Formlosigkeit der Darstellung, doch entscheidend große Schönheiten der literarisch sehr wertvollen Arbeit des Lesers dafür. — In derselben Bibliothek erschien auch: „**Der Koran**“, aus dem Arabischen neu über-

setzt von Th. Fr. Grigull. (M. 2.50.) Die Ausgabe von Flügel liegt der Uebersetzung zu Grunde; im Interesse des besseren Verständnisses wurden vielfach kleine Abweichungen vom strengen Wortlaut des Textes, der nicht bloß die Bibel, sondern auch das Gesezbuch des Tunes bildet, vorgenommen. — **Verderfische Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau**: „**Nordische Fahrten**.“ Skizzen und Studien von Alexander Baumgartner S. J. II. Band; „**Durch Skandinavien nach St. Petersburg**.“ 3. Aufl. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 161 Abbildungen und einer Karte. (M. 12.—) Der in erster Linie durch seine literarisch-geschichtlichen Werke bekannt gewordene gelehrte Jesuitenpater schildert in diesem Bande seine Reiseerfahrungen in den östlichen Länderstrecken des alten Scandinaviens, dann die skandinavische Halbinsel selbst und die einst von ihr abhängigen Küstenländer der Ostsee. Da er ein außerordentlich scharfer Beobachter ist, der gleichzeitig meisterhaft zu schildern versteht, so ist es ein wahrer Genuß und in hohem Grade lehrreich, ihm auf seinen Fahrten zu folgen. Das mit vortrefflichen Abbildungen geschmückte Werk verdient die wärmste Empfehlung. — Im Verlag von C. C. Weinhold & Söhne, Dresden, erschien der IV. Jahrgang des „**Deutschen Jugendbuchs**“ in hübscher Ausstattung und reichem illustrativem Schmuck. (M. 3.50.) Theodor Schäfer hat diese für Knaben wie Mädchen bestimmte Sammlung von Erzählungen, Märchen, Sagen, Schilderungen aus dem Gebiete der Natur, Länder- und Völkerkunde, von Gedichten, Rätseln und so weiter in geschickter Weise und mit pädagogischem Takt zusammengestellt und bearbeitet. — **Hermann Bülgers Verlag, Berlin, Leipzig, Eisenach**, versendet „**Kürschners Jahrbuch 1902**“, Kalender, Werk- und Nachschlagebuch für jedermann. Auch dieser neueste Jahrgang läßt uns wiederum des Verfassers praktische Raumaussnutzung bewundern, die es ermöglicht, in diesem handlichen Buch eine solche Fülle des Wissenswerten und Nützlichen zu vereinigen. Kürschner bietet darin zuverlässige und erschöpfende Auskunft über die mannigfaltigsten Gebiete. Vortrefflich sind die Uebersichten über alle Erdteile und Staaten, die Darstellung der europäischen Heere und Marinen, über das gesamte Verkehrs-wesen in allen seinen Zweigen, sowie die Berichte über technische und industrielle Neuheiten. — **Verlag von Adolf Bonz & Comp., Stuttgart**. In schmucker, ungemein gefälliger Ausstattung liegen drei Bändchen vor uns, die gewiß auf jedem Geschehnisse Beifall finden werden: „**Aus Berg und Thal**“, Jagdgeschichten von Anton von Persall, illustriert von Hugo Engl. (M. 3.00.) Der Verfasser ist ein anerkannter Meister im Erzählen solcher Weidmannsgeschichten; auch die hier gesammelten Skizzen sind mit der gewohnten Frische und Anschaulichkeit geschrieben und werden in Verbindung mit dem künstlerischen Schmuck des Buches jedes Jägerherz erfreuen. — „**Zwei Affen und andre Novellen**“ von Hans Arnold. Mit Illustrationen von Wilhelm Clausius. (M. 4.20.) Ein wahrhaft herzerquickender Humor und ein tiefes Gemüt sprechen aus diesen Erzählungen der Verfasserin zu uns. Die Sammlung wird zweifellos nicht weniger Freunde finden als die früher erschienenen Novellen, die sie bereits zu einem Liebling der deutschen Leser und Leserinnen gemacht haben. — „**Bienen Bienen**“ von Hermine Billinger, ill. von E. Liebig. (M. 4.—). Die „**Seiner Königl. Hoheit dem Großherzog von Baden zum 50jährigen Regierungsjubiläum gewidmete**“ Geschichte ist wiederum eine ungemein ansprechende Gabe der beliebten Erzählerin feinsinniger, gemütvoller Geschichten aus dem Alltagsleben. All die Charaktere, die sich da in den Stockwerken eines Heidelberger Kaufmannshauses umeinander gruppieren und ineinander verweben, von der Geheimrätin bis zum Hausknecht, sind mit wunderbarer Schärfe gezeichnet; eine wahre Prachtfigur unter ihnen ist „das Sätzchen“, die Kaffastern-Nähterin. — **Herm. J. Weidingers Verlag, Berlin**. „**Kindertagen**“, Erzählungen, Märchen und Rätsel von W. von Eschen (Mathilde von Eschstruth). Mit einem Vorwort von Otto von Leizner und 4 Aquarellbildern nach Originalen von W. Raenide. (M. 3.—) Das jetzt in zweiter, verbesserter und vermehrter Auflage vorliegende, hübsch ausgestattete Buch ist für Knaben und Mädchen von 6 bis 10 Jahren bestimmt und verdient die wärmste Empfehlung. — „**Die Vieselsaat**.“ Erzählung für junge Mädchen von Elise Maul. Mit Titelblatt in Heliogravüre nach einem Original von W. Raenide. (M. 4.—) Die Verfasserin besitzt die Gabe, fesselnd zu erfinden und gefällig zu erzählen. Die jungen Leserinnen (im Alter von 12 bis 16 Jahren) werden die Schicksale der Heldin mit lebhafter Teilnahme verfolgen. — An Knaben und Mädchen von 10 bis 14 Jahren wendet sich: „**Am Ramin**.“ Nordische Märchen und Erzählungen von Richard Gustafson. Deutsch von Wilhelm Thal. Mit 34 Kopfsteinen und 4 Aquarellen von Billy Werner. (M. 3.—) — Eine prächtige Erzählung aus dem Befreiungskampfe der Buren ist: „**Christiaan De Wet, der Held von Transvaal**“. Mit 4 Aquarellbildern nach Originalen von W. Raenide. (M. 3.—) Die lebensvollen und ergreifenden Schilderungen der Verfasserin, F. Klind-Lütetshaus, werden die Herzen ihrer jugendlichen Leser höher schlagen machen; sie sind unterhaltend und lehrreich zu gleicher Zeit. — „**Goldfischchen's Tochter**.“ Erzählung für junge Mädchen (13 bis 17 Jahre) von Elisabeth Halden (Agnes Freyemann). Mit einem Titelbild in Heliogravüre von Max Bloch. (M. 4.—) In äußerst anziehender Weise sind die großen geschichtlichen Ereignisse aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts in die frei erfundene Handlung verwoben.

Spiele. — **Otto Maier, Ravensburg**. Wer kleine Mädchen mit einem reizenden Geschenk erfreuen will, wähle „**Das kleine Hausmütterchen**“ (M. 2.50), ein Gesellschaftsspiel, in dem sie sich als fleißige, brave Gehilfen der Mutter mit den Gegenständen und Verrichtungen des Haushaltes beschäftigen können. Das Spiel weicht die lieben Kleinen in das ABC des Haushaltes ein, fesselt und unterhält die ganze Gesellschaft aufs spannendste. Alle Eltern seien ganz besonders darauf aufmerksam gemacht. — „**Eine Lustreise um die Erde**“ von F. Reinhold. (M. 2.—) Es war eine glückliche Idee, ein Gesellschaftsspiel für die Jugend herauszugeben, in dem ihre Gedanken in freiem Flug eine interessante spannende Weltreise machen. Das Spiel führt über Land und Meer, von Europa nach Asien, Australien, dem Stillen Ozean, Indien, Nordamerika und zurück über den Atlantischen Ozean. Das Prachtspiel sei als ebenso lehrreich wie schön und unterhaltend aufs wärmste empfohlen. — Sehr zu empfehlen ist ferner: „**Kunstspiel, N. 26 der Formen**“ von Dr. H. Diem (M. 2.—), das sowohl für den häuslichen Kreis wie für den Gebrauch in den Schulen bestimmt ist. Es soll den Formen- und Farbeninn des Kindes ausbilden und die Kleinen zur selbstständigen Betätigung der eignen Phantasie anleiten, verfolgt somit einen bestimmten erzieherischen Plan und künstlerische Tendenz. — Nicht zeitgemäß ist das unterhaltende und hübsch ausgestattete „**Neue Chinesenpiel**“ von M. Mila. (M. 2.50.) Eine Gesellschaft will von Hamburg nach Peking reisen. Es gilt dabei, den chinesischen Trachten (das Wahrgelichen der Nacht) zu überwinden, was nur zu erreichen ist, indem der den gelben Trachten darstellende Spielplan gänzlich mit den beigegebenen Karten überdeckt wird.